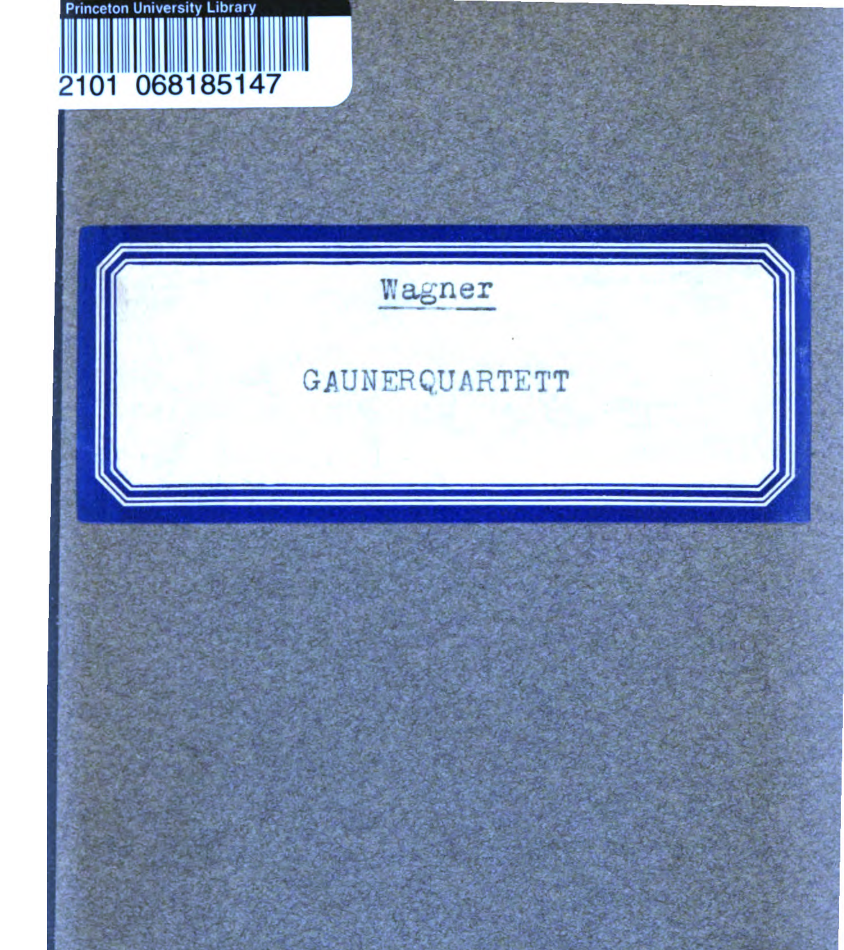
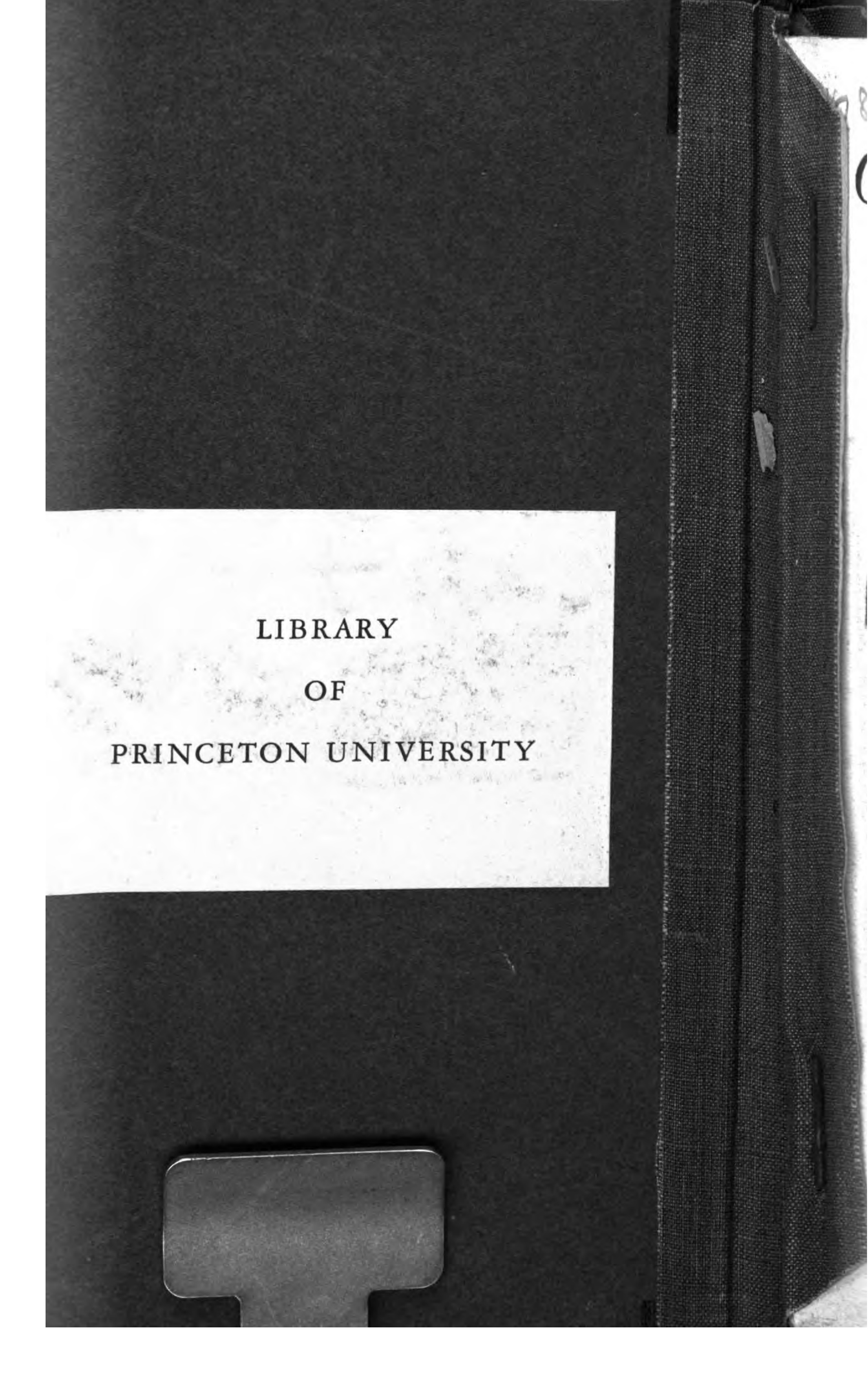

Wagner
GAUNERQUARTETT


LIBRARY
OF
PRINCETON UNIVERSITY

GAUNERQUARTETT

von

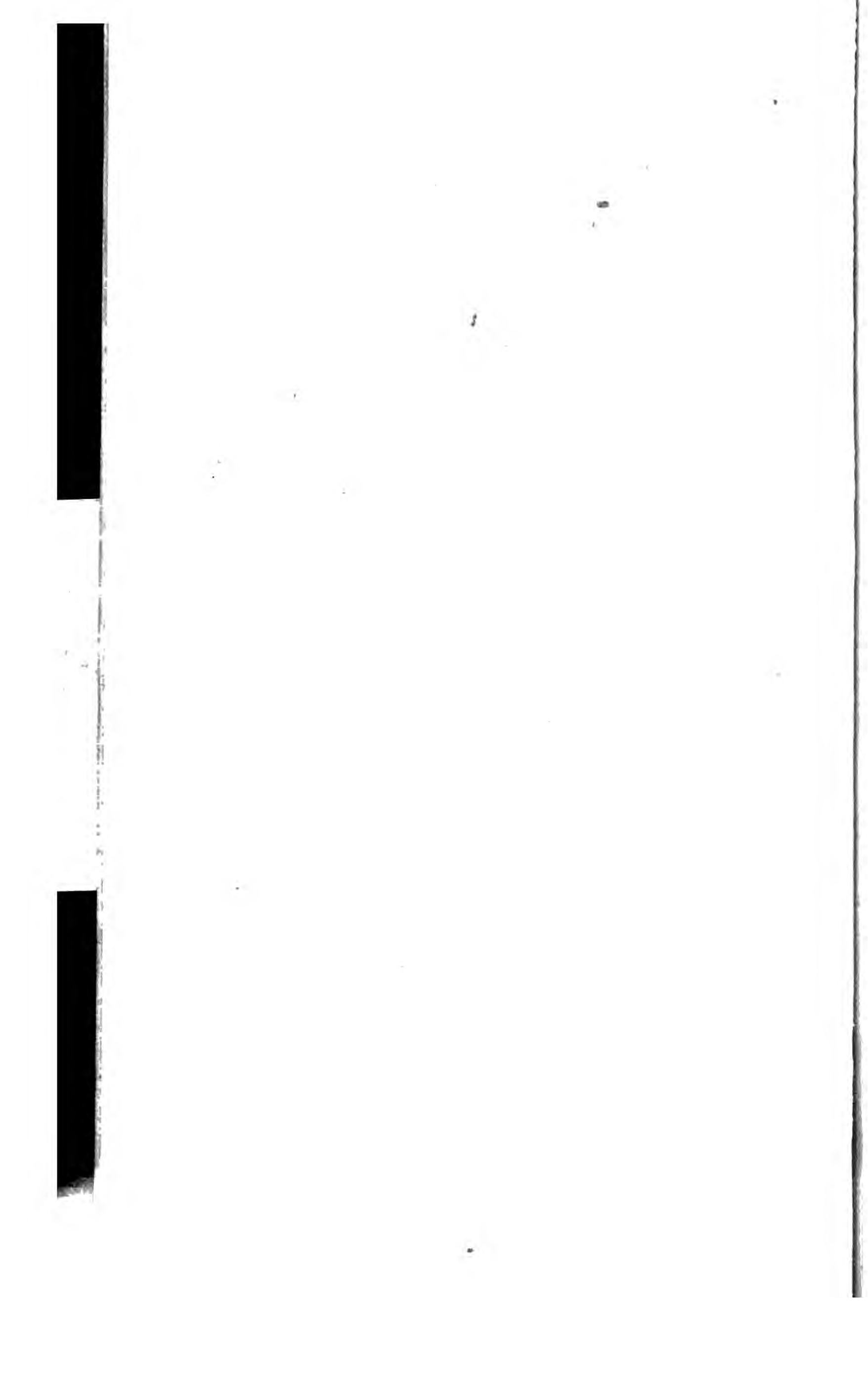
HERMANN WAGNER



Engelhorns Roman-Bibliothek

35. Reihe — Band 3

Hermann Wagner / Gaunerquartett



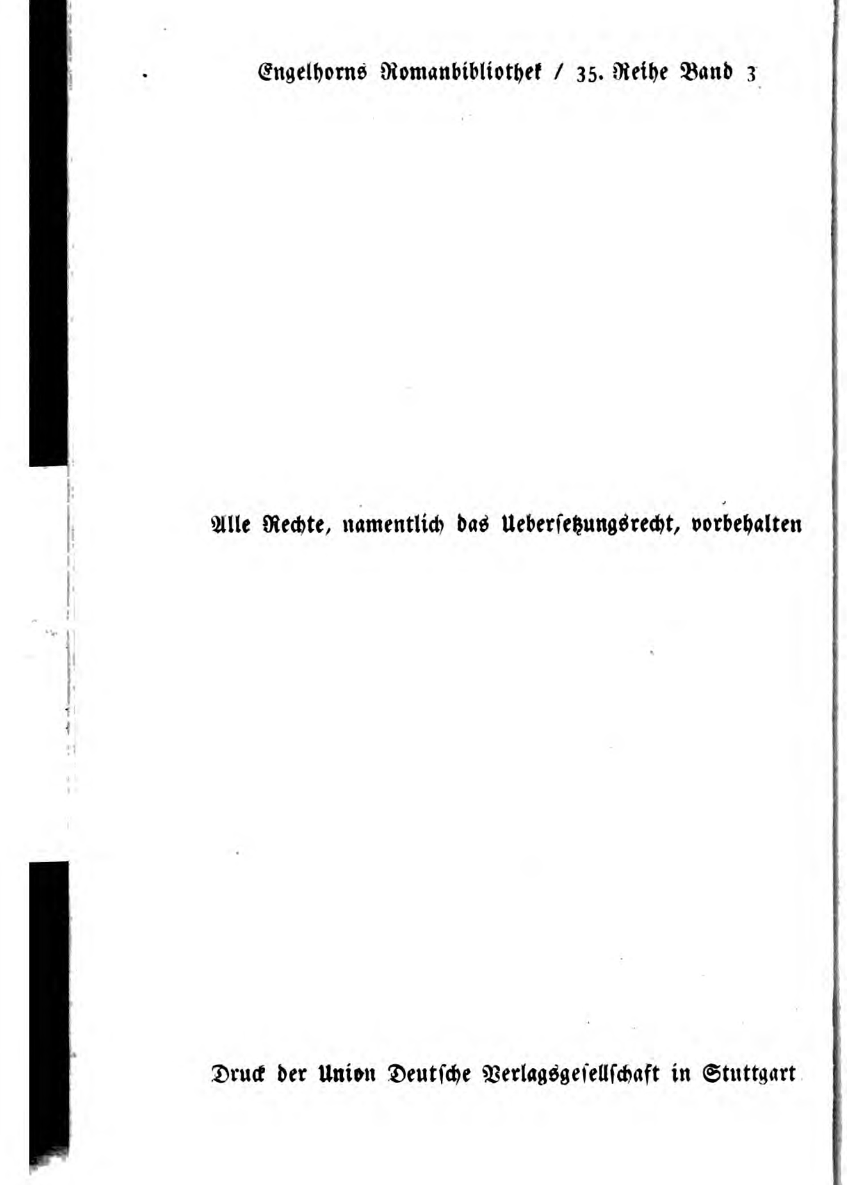
Gaunerquartett

Von

Hermann Wagner



J. Engelhorns Nachf. Stuttgart 1920



Engelhorns Romanbibliothek / 35. Reihe Band 3

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Erstes Kapitel

„Philipp, wieviel haben wir denn noch?"

Es war am sechzehnten Mai 19.. punkt zwei Uhr nach Mittag, zu Berlin, im Hotel Atlantic.

Indem Frank den Kopf von dem mit schneeweißem Batist überzogenen Kissen hob, wußte er, daß die Zeit auf die Sekunde stimmte. Soeben hatte es dreimal kurz, aber energisch an die Tür des Schlafzimmers gepocht. Philipp war pünktlich. Er funktionierte wie ein Automat auf die Sekunde.

Frank gähnte, rieb sich die Augen und sprang aus dem Bett. Er trat vor den Spiegel, reckte und streckte sich und bewunderte sich selbst. Er glich einem jungen Griechengott, der sich den Spaß gemacht hatte, seine schlanken, sehnigen Glieder in einen Schlafanzug aus weißer Seide zu stecken. Er lachte, griff nach seinem Monokel und klemmte es ein. So schnitt er sich im Spiegel selbst eine Grimasse, gleichsam aus Anerkennung darüber, daß er so war, wie er eben war.

Er drückte auf den Knopf der elektrischen Glocke und sagte zu dem eintretenden, ungefähr fünfunddreißigjährigen Mann, von dem man nicht recht wußte, ob man ihn noch als einen Diener oder schon als einen Privatsekretär ansehen sollte: „Philipp, das Bad."

Philipp verbeugte sich leicht. „Schon fertig, Baron."

„Gut, Philipp. Bestelle das Frühstück. Rasch."

Während der fünf Minuten, die Frank täglich im Bad zubrachte, tat er mit wenigen Zügen seine erste Zigarette ab. Das Bad im Verein mit der Zigarette regte das Denken in ihm an. Er war ja ständig voll tausend Ideen, und das Kunststück bestand nur darin, aus ihnen immer die herauszugreifen, die für den jeweiligen Tag gerade die passende war. Nachdem er sich geduscht, abgerieben und in frische Wäsche geworfen hatte, befand er sich über diesen wichtigen Punkt nicht länger im unklaren. Indem er seine zweite Zigarette in Brand setzte und sich am Frühstückstisch niederließ, wußte er schon, was er heute unternehmen würde. Und daß es ihm gelingen würde, das wußte er auch. Es war ihm ja nur höchst selten etwas mißlungen.

Philipp goß den Tee ein, den der Zimmerkellner soeben gebracht hatte, und machte eine Miene, über deren Bedeutung sich Frank keinen Augenblick im Zweifel blieb. Wenn Philipp die fest zusammengekniffenen, glattrasierten Lippen in dieser Weise nach unten zog, dann hieß das, daß die Kasse nahezu erschöpft sei. Das war sie recht häufig, denn man bereist als Baron Frank Kay mit zwölf Rohrplattenkoffern und einem Privatsekretär sämtliche Weltstädte des Kontinents nicht ohne einen beträchtlichen Kostenaufwand. Allein Frank hatte es noch jederzeit verstanden, sie schnell wieder zu füllen.

„Sorgen, Philipp?" fragte Frank, indem er mit dem Appetit eines Achtundzwanzigjährigen in das mit rohem Schinken belegte Brot biß.

Philipp, der Türen überhaupt und Hoteltüren im besonderen mißtraute, dämpfte seine Stimme. „Das Geld ist alle, Frank. Wir sitzen auf dem Trockenen."

„Ach! Wieviel haben wir denn noch?"

„Knapp fünfhundert Mark."

„Echtes?"

„Echtes."

„Und falsches?"

Philipp warf einen feindseligen Blick nach der Tür. „Fünftausend Rubel."

Frank lachte. „Mensch, was willst du denn? Wir sind ja reich."

„Es sind Tausend-Rubel-Noten," gab Philipp knurrend zurück. „Die Berliner Banken sind vorsichtig. Es wird seine Schwierigkeit haben, sie an den Mann zu bringen."

„Wir bringen sie an die Frau," bemerkte Frank nachlässig. „Du weißt, ich mache so was spielend."

„Hast du schon einen Plan?" fragte Philipp.

Frank zerdrückte die Zigarette im Aschenbecher, warf sich in den Klubsessel zurück und kreuzte die Beine. „Einen Plan noch nicht, aber eine Absicht. Die Absicht, Berlin innerhalb längstens vier Wochen mit mindestens hunderttausend Mark zu verlassen. Soviel ist mir meine Vaterstadt schon schuldig." Er gähnte. „Wir waren in den letzten zwei Monaten in Kopenhagen recht faul. Es muß endlich was Ernsthaftes getan werden."

„Das muß es," nickte Philipp überzeugt. „Nur was?"

„Als wir gestern mit dem Nachtschnellzug hier ankamen,“ igte Frank, „da schwor ich mir, daß es diesmal nicht nur ine besonders feine Arbeit, sondern auch ein besonderes Vernügen werden müsse. Du kennst ja meine Aversion gegen lles Rohe. Wir müssen mit dem Kopf arbeiten, Philipp — wozu haben wir ihn denn?“

„Ich wollte, ich hätte auch deine Figur,“ warf Philipp ein.

„Bah, die Figur allein tut's nicht, die ist nur der Rahmen. Dieser Rahmen bringt freilich das Wesentliche erst zur Geltung, und dieses Wesentliche ist — —“

Er unterbrach sich, sprang auf, glättete den mit peinlichster Sorgfalt geteilten Scheitel.

„— — dieses Wesentliche bin eben ich selbst,“ schloß er ohne alle Koketterie, als konstatiere er eine Tatsache, die selbstverständlich war.

„Ja, du,“ nickte Philipp neidlos.

„Oder nein,“ verbesserte sich Frank, „das Wesentliche ist mein Glück.“

„Dein Glück bei Frauen!“

„Nicht nur bei Frauen, auch bei Männern. Mein Glück überhaupt ist das Wesentliche. Weil es mir undenkbar erscheint, daß mir etwas mißlingen könnte, deshalb mißlingt mir auch nichts. Die absolute Sicherheit in mir, die ist das Wesentliche. Die absolute Sicherheit, die dir und deinesgleichen fehlt.“

„Ich dächte, ich hätte auch meine Verdienste,“ wendete Philipp ein.

„Du? Unbestritten. Die russische Staatsbank soll dir erst einmal deine Tausend-Rubel-Noten so nachmachen, wie du ihr die ihren nachgemacht hast! Als Falschmünzer bist du ein Genie! Aber du hast doch etwas an dir, was — — kurz, in Augenblicken der Gefahr merkt man es dir an, daß du das hast, was die Moral das böse Gewissen nennt. Das kommt daher, daß dein innerer Mensch deinen großen äußeren Fähigkeiten, die ich bewundere, nicht gewachsen ist. Du glaubst nicht an dich, Philipp, das ist es. Auch ein Falschmünzer muß an seine Mission glauben können, sonst bleibt er ein Stümper, wenn er sich auch bei jedem seiner Neudrucke stets von neuem übertrifft! ... Deshalb ist es nur gerecht, wenn ich der Baron bin und du nur mein Privatsekretär.

Schließlich, was wärest du trotz all deiner Fähigkeiten ohne mich!"

„Welchen Anzug wirst du heute tragen?" unterwarf sich Philipp bedingungslos.

„Einen von meinen dunkelblauen Straßenanzügen, Philipp, — dazu meinen leichtesten hellbraunen Oberrock, Lackschuhe mit hellbraunen Gamaschen, hellbraune Handschuhe, einen hellbraunen Filzhut, dazu eine Krawatte, die — — die ich mir selbst aussuchen werde, und als Krönung des Ganzen eine weiße Nelke ins Knopfloch, denn es ist Frühling draußen, und ich habe etwas vor!"

„Du hast also doch schon einen Gedanken?"

„Gedanken habe ich immer."

„Einen bestimmten?"

„Erst die Umrisse eines solchen. Vorhin im Bade, da dämmerte er mir. Eine Ahnung stieg da in mir auf, weißt du, eine von jenen Ahnungen, die — — ich kann dir das nicht näher erklären. Mit einem Wort, ich wußte mit einem Male: heute wird was! ... Solch eine Ahnung trügt mich selten. Deshalb spute dich und hilf mir, damit ich fertig werde. Ich muß fort."

„Wohin?"

„Wohin mich mein Instinkt eben führt — das ‚Wo' ist mir ebenso unbekannt wie dir. Berlin hat ja unendlich viel Möglichkeiten. Mein Glück führt mich schon. Sei ohne Sorge."

Frank winkte, und Philipp sprang zu.

Und als sei er wirklich ein Baron und nicht ein Mann namens Georg Zinnkall, der vor acht Jahren noch die Gäste eines Cafés in der Friedrichstadt bedient hatte, ließ sich Frank die hundert kleinen Handreichungen gefallen, die die Aufgabe eines Kammerdieners bilden, der seinem Herrn bei der Toilette behilflich ist.

Und als sei er wirklich ein Kammerdiener und nicht der Sohn des verarmten und wegen politischer Umtriebe nach Sibirien verbannten livländischen Barons Kay, leistete Philipp auch diese Dienste, ohne inneres Widerstreben, im Gegenteil, beglückt von der Tatsache, daß er blind einem Herrn gehorchen durfte, der zugleich sein Meister war.

„So, jetzt noch das Geld," sagte Frank, indem er einen

flüchtigen Blick in den Spiegel warf. „Gib mir der Einfachheit halber gleich alles."

Philipp überreichte ihm eine Brieftasche aus rotem Saffianleder, und Frank entnahm ihr die fünf Tausend-Rubel-Scheine, die, obgleich noch funkelnagelneu, doch das Aussehen von Banknoten hatten, die schon jahrelang kursieren.

„Die letzten," bemerkte Frank lächelnd. „Schade, Philipp, daß du in Riga deine Werkstatt so Knall und Fall verlassen mußtest. Wo säßest du wohl jetzt, wenn ich damals nicht gewesen wäre?"

Philipps Antwort war wieder nur ein feindseliger Blick nach der Tür hin.

Frank lachte. „Angstmeier! Wetten wir, daß sie uns Glück bringen, gerade weil sie die letzten sind?"

„Sei vorsichtig," mahnte Philipp gedämpft.

Frank steckte die Brieftasche ein und nahm von Philipp Hut und Stock entgegen. „Adio. Zergrüble deinen Kopf, Stubenhocker, während ich mich vergnüge. Ich suche ein Abenteuer. Sicher wartet schon irgendeins irgendwo auf mich."

Er winkte, sich verabschiedend, mit dem Kopf, während ihm Philipp die Tür öffnete.

Frank läutete nach dem Lift. Ein braun livrierter Junge fuhr ihn aus dem ersten Stock ins Erdgeschoß hinunter. Im Vestibül sahen mehrere Gäste von ihren Zeitungen auf, als er an dem devot grüßenden Personal vorüber nach dem Ausgang schritt.

Der Portier riß die Tür auf.

„Eine Autodroschke," befahl Frank.

Drinnen erhob sich eine apart gekleidete Dame mit sehr interessanten Zügen aus einem Klubsessel, winkte den Kellner herbei und fragte mit diskretem Tonfall: „Wer war der Herr?"

„Baron Kay aus Moskau, Gnädigste," antwortete der Kellner.

Der Begleiter der Dame, ein ungefähr fünfzigjähriger Mann von südländischem Typus, mit schwarzem Haar und unangenehm stechenden Augen, legte wie unwillig die illustrierte Zeitschrift beiseite, in der er geblättert hatte, zog ein goldenes Zigarettenetui und knurrte, sich Feuer gebend, kurz, als befehle er einem Hund: „Lisa!"

Zweites Kapitel

„Wie kommen Sie hier herein?"

Eine Mainacht hat nicht bloß auf dem Lande ihre Reize. Auch über Berlin geht der Mond auf, und im Tiergartenviertel, wo sich die einzelnen Villen oft mit einem Gürtel grüner Büsche umgeben, kann es vorkommen, daß dem Vorübergehenden, der noch den Benzingestank fast lautlos dahinflitzender Autos zu atmen meint, plötzlich ein Hauch von Fliederduft entgegenweht.

Solch eine grün umbuschte Villa wirkt wie eine Oase mitten in der dürren Wüste. Leider ist sie ebenso unnahbar, wie sie, kokett und kühl zugleich, zum Eintreten zu locken scheint. Ein schmiedeeiserner Zaun umstarrt sie wie mit tausend spitzen Spießen. Nur wenigen Auserwählten tut er sich auf.

Es war drei Uhr morgens. Die silberne Scheibe des Mondes stand senkrecht über dem Hause, dem es beschieden war, zu dieser ungewöhnten Zeit völlig unangemeldet einen fremden Besuch zu bekommen. Die Luft hatte die laue Wärme des fortgeschrittenen Frühlings und war stark mit Flieder parfümiert. Eine elektrische Birne, von blauem Seidenstoff angenehm gedämpft, verbreitete ein düsteres Licht in jenem Zimmer des Hochparterres, dessen Bewohnerin ahnungslos die Tür zur Loggia offen gelassen hatte. Jene Stille erfüllte den mit raffiniertem Luxus ausgestatteten Raum, die die zum Träumen in einer Mainacht geeignetste ist.

Wovon kann ein Mädchen, das jung, hübsch, verwöhnt und sehr, sehr reich ist, in der Zeit zwischen drei bis vier Uhr morgens beim Mondschein träumen?

Eine Berlinerin ganz bestimmt nur von einem Mann. Von einem ganz bestimmten Mann natürlich, von einem, der sie nicht schlafen läßt. Auf der Ottomane, in die seidenen Kissen hineingewühlt, kann sie ohne alle Furcht, gestört zu werden, um diese Zeit Zwiesprache mit dem halten, den sie es, falls sie ihn am hellen Tag auf der Straße trifft, fühlen läßt, daß ein klaffender Abgrund sie von seiner Frechheit trennt.

Die träumende Schöne seufzte.

War der Mann, dessen Bild sie nicht schlafen ließ, in der Tat so frech gewesen?

Frech bestimmt nicht, nur — —

Ja, wie sollte sie es denn heißen?

Zweifellos sprach viel für ihn, und sie bereute es jetzt, daß sie ihn so glatt hatte abfallen lassen.

Und wie er ihre Unzugänglichkeit aufgenommen hatte, gar nicht so, als ob er sie ernst nähme, mit einem Lächeln, das gleichsam sagte: dich — dich kriege ich schon noch!

Kein Wunder, daß sie dies Lächeln wütend gemacht hatte, daß sie in ihrer dummen Wut in die erste beste Autodroschke gesprungen war und sich von dieser hatte nach Hause fahren lassen. Freilich, der Gipfelpunkt der Unverfrorenheit war es, daß er, ohne zu zögern, in ein zweites Auto gesprungen und ihr gefolgt war!

Nun wußte er, wo sie wohnte, vielleicht gar, wer sie war, während sie über ihn nur dahin informiert war, daß er wahnsinnig bestechende Augen hatte ...

Plötzlich stieß die, die sich halb ärgerte, halb sehnte, einen leisen Schrei aus. Mit einem Satz sprang sie von der Ottomane in die Höhe. Allein sie konnte weder einen Schritt noch einen Schrei mehr tun, bleiche Angst lähmte sowohl ihre Kehle wie ihre Beine. Dort — dort an der offenen Loggiatür — dort stand — vom Mondlicht übergossen — ein Mann ...

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, und erschrecken Sie nicht! Ich bin zwar ein Einbrecher, aber ich will Sie nicht berauben!"

Der Unbekannte hatte artig den Hut gelüftet und sich verbeugt, mit etwas nachlässiger Ironie zwar, aber doch durchaus respektvoll, nur jenes undefinierbare Lächeln auf den Lippen, welches das vor Entsetzen starre Mädchen dort an der Ottomane heute schon einmal so maßlos gereizt hatte.

Noch immer war die Erschrockene unfähig, auch nur einen Laut von sich zu geben. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie zitterte am ganzen Leib.

Der Eindringling trat einen Schritt näher. „Hab' ich Sie so erschreckt?" fragte er weich. „Das tut mir leid. Sie fürchten sich doch nicht vor mir?"

Er wollte einen weiteren Schritt auf sie zu tun, doch v
der Überfallenen hatte sich die erste Erstarrung endlich g
löst, und sie wich zwei Schritte zurück, wobei sie beide Hän
wie zur Abwehr aufhob. Sie öffnete auch die Lippen, u
zu schreien. Auf einen kurzen, scharfen Blick des Fremd
schloß sie sie indessen sogleich wieder.

„Sie —?" stammelte sie nur.

„Ich," bestätigte der Fremde. Zugleich verneigte er si
und stellte sich vor: „Baron Kay. Aber nennen Sie mi
der Kürze halber Frank."

„Wie — wie kommen Sie hier herein?"

„Wie? Höchst einfach: ich bin über den Gartenzaun ge-
sprungen, habe mit zwei Sätzen die Loggia erklommen un
— war da."

„Was — was wollen Sie hier?"

„Sie sehen."

„Was — wollen Sie von mir?"

„Mit Ihnen sprechen, Dora."

Das so kurzweg mit „Dora" angesprochene Mädchen
wurde über und über rot.

„Sie gestatten doch, daß ich Sie so nenne?" fuhr der
Baron fort. „Ich bin kein Freund von Titeln. Und da wir
jetzt ganz unter uns sind — —"

Dora ballte die Fäuste. „Das ist stark. Woher wissen
Sie überhaupt, wie ich heiße?"

Der Baron lachte. „Das zu erfahren, war nicht schwer.
Als Sie gestern nachmittag nicht geruhten, von mir Notiz zu
nehmen, fuhr ich Ihnen einfach nach, um festzustellen, wo
Sie wohnen. Alles übrige sagte mir das Adreßbuch, Kom-
merzienrat S. Wüllner stand darin. Die Tatsache, daß Sie
die Tochter des bekannten Bankhauses seien, erfuhr ich diese
Nacht durch einen Zufall."

„Von wem?"

„Von Ihrem Herrn Bruder."

„Von Richard?" stieß Dora überrascht hervor. „Woher
kennen Sie denn den?"

„Aus einem Spielklub, in den ich gleichfalls durch Zufall
geriet, nachdem Sie mich so ungnädig hatten abblitzen lassen.
Wer Unglück in der Liebe hat, hat Glück im Spiel. Ich habe
Ihrem Bruder diese Nacht einige tausend Mark im Bakkarat

bgewonnen. Der Sekt hatte den Bedauernswerten stark
itgenommen. Ich erbarmte mich seiner und brachte ihn
or einer halben Stunde in seinem eigenen Auto nach Hause.
Ind da ich in Ihrem Zimmer noch Licht wahrnahm — —"

„— — so stiegen Sie einfach hier ein," ergänzte Dora
ronisch.

Der Baron nickte.

„Machen Sie das immer so?"

„Ich bin kein Freund von Förmlichkeiten," entgegnete der
Baron. „Wo immer es angeht, vermeide ich sie. Man
kommt ohne sie schneller zum Ziele."

Um Doras Mund zuckte es. „Darf man fragen, welches
Ziel Sie in diesem Falle verfolgen?"

Der Baron verneigte sich. „Ich habe es schon erreicht.
Ich wollte Sie mit mir bekannt machen. Das ist geschehen."

„Legen Sie vielleicht Wert darauf, auch noch eine Tasse
Tee mit mir zu trinken?" ging Dora, von der — sie wußte
nicht, wie das kam — plötzlich alle Furcht genommen war,
auf seinen leichten Ton ein.

„Ich danke," lehnte der Baron höflich ab. „Ihre Diener-
schaft schläft längst, wir wollen sie nicht bemühen. Dagegen
machen Sie mir sicherlich das Vergnügen, eine von diesen
vortrefflichen Zigaretten mit mir zu rauchen, Dora."

„Sehr liebenswürdig, Herr Ba — — Das heißt, Ver-
zeihung: wie sollte ich Sie nennen?"

„Frank!"

„Gut, Frank! Geben Sie mir Feuer!"

Frank kam der Aufforderung nach, brannte sich selbst
einen Papyrus an und wies einladend auf einen Stuhl.
„Wollen Sie sich nicht setzen?"

Dora nahm lachend Platz. „Werde ich Ihre Zeit nicht
zu arg in Anspruch nehmen?"

„Das hängt ganz von Ihnen ab, liebe Dora. Ich habe
nur eine kurze Frage an Sie zu stellen. Wenn Sie sie ebenso
kurz beantworten, dann sind wir schnell fertig miteinander."

„Fragen Sie, lieber Frank!"

„Das heißt," sagte Frank, indem er an seiner Zigarette
einen nachdenklichen Zug tat und dann den Rauch durch die
Nase ausstieß, „ich habe Ihnen zuvor ein Geständnis zu
machen. Darf ich?"

„Sie dürfen."

„Also: ich habe mich in Sie verliebt, Dora!"

„Ah! Und Ihre Frage, Frank?"

„Meine Frage ist die: wollen Sie nicht versuchen, sich auch in mich zu verlieben?"

Dora sprang auf. „Sie sind gut, mein lieber Frank! Stellen Sie diese Frage immer auf so originelle Weise?"

Er nickte. „Ich sagte Ihnen doch schon, daß es mein Grundsatz ist, ohne Förmlichkeiten möglichst schnell zum Ziel zu kommen."

„Und ich soll Ihnen gleichfalls ohne Förmlichkeit antworten?"

„Das sollen Sie. Mit einem Ja oder mit einem Nein."

„Und wenn ich nein sage?"

Er sah sie einige Sekunden lang eindringlich an. „Dann entferne ich mich sofort, und Sie sehen mich niemals wieder."

Sie wendete den Kopf zur Seite. — „Und wenn ich ja sage?" fragte sie unsicher.

„Dann entferne ich mich gleichfalls sofort," antwortete er, „— aber ich komme wieder — — freilich, das zweite Mal nicht nachts und nicht durchs Fenster!"

Sie schwieg, denn es schien ihr plötzlich, als hänge eine sonderbare schwüle Stille über dem Raum.

„Nun?" drängte er.

Sie hob den Kopf und fing seinen Blick auf. Eine jähe Röte schoß in ihre Wangen. Wie ertappt, wandte sie sich zur Seite. „Kommen Sie wieder," sagte sie kaum hörbar.

Er beugte sich über ihre Hand. „Ich danke Ihnen, Dora," sagte er in völlig verändertem Tone.

„Gehen Sie jetzt!" bat sie hastig. „Gott, was haben Sie getan!"

„Keine Angst," beruhigte er sie mit einem streichelnden Lächeln. „Es ist ein Kinderspiel für mich, in den Garten hinab und über den Zaun zu kommen. Fünfhundert Schritte von hier erwartet mich ein Auto."

„Eilen Sie!" drängte sie. „Eilen Sie! Ich hab' solche Angst!"

„Vor mir, Dora?"

„Nein, aber — —"

Er trat dicht an sie heran und flüsterte: „Dora!"

„Nein!"

Aber da hatte er sie schon umfaßt und einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt. Ehe sie noch so recht wußte, was ihr geschehen war, stand er schon an der Brüstung der Loggia.

Der Mond zeichnete seine Silhouette scharf und schwarz. So sehr sie sich auch dagegen sträubte: sie mußte ihn bewundern!

Er winkte ihr noch einmal.

„Vorsicht!" rief sie mit leiser, erschreckter Stimme.

Da schwang er sich über die Brüstung. Sie hörte es, wie der Sand unten einige Sekunden knirschte. Dann war es, als würden Zweige geknickt.

Sie trat auf den Balkon hinaus. Aber sie sah ihn schon nicht mehr.

Mit klopfendem Herzen eilte sie in das Zimmer zurück, die Tür der Loggia hinter sich schließend. Ihr Zimmer war ihr mit einem Male unheimlich. Sie drehte das Licht aus und begab sich in ihr Schlafzimmer.

Drittes Kapitel

„Willst du die Papiere stehlen?"

Die Wohnung, die Frank im „Hotel Atlantic" gemietet hatte, bestand aus einem Salon, einem Schlafzimmer, einem Zimmer für seinen Privatsekretär und einem Bad. Um in den Salon zu gelangen, mußte man erst den Raum durchschreiten, in dem sich Philipp aufhielt. An den Salon schloß sich dann Franks Schlafzimmer an. Es war einer der ruhigsten Räume des Hotels.

Nachdem Frank gegangen war, um sich zu vergnügen, hatte sich Philipp eingeschlossen, um, wie ihm Frank ironisch geraten hatte, seinen Kopf zu „zergrübeln". Er hatte zu diesem Zweck Franks Schlafzimmer aufgesucht, wo er am ungestörtesten war. Ohne sich im mindesten zu genieren, warf er sich auf das Bett jenes Mannes, der im Hotel als sein Herr und Gebieter galt, steckte sich eine Zigarre an, schloß halb die Augen und gab sich seinen Gedanken hin.

Eigentlich fühlte sich Philipp in dem, was er vor Jahren seine Ehre genannt hätte, ein wenig gekränkt, denn der Vorwurf Franks, daß er ein Hasenfuß und Stubenhocker sei,

hatte ihn an einer Stelle getroffen, wo er verwundbar war: an seiner Eitelkeit.

Gewiß, er gehörte zu den Menschen, die die Vorsicht für die Mutter der Weisheit halten, aber das war doch wahrlich kein Grund, ihn für minderwertig zu erklären. Daß gerade vorsichtige Menschen ihre Vorzüge hatten, das glaubte er Frank schon zu wiederholten Malen bewiesen zu haben. Sie haben Augen, die wie die der Katze auch in der Dunkelheit scharf sehen, und ihr Gehör ist durch lange Übung so geschärft, daß sie ganz geringe Geräusche selbst im Schlaf wahrnehmen. Nichts entgeht ihnen. Sie sind immer auf ihrem Posten.

Auf seinem Posten war Philipp auch jetzt. Im Gegensatz zu Frank, dem nur wohl war, wenn er sich frei und sicher in breitester Öffentlichkeit bewegen konnte, liebte er die Dunkelheit und die Stille. Ohne daß man ihn sah oder hörte, wirkte er doch, in einsamer Abgeschiedenheit spann er seine Pläne und knüpfte er seine Fäden, lautlos aus der Verborgenheit schnellte er seine Pfeile ab, die mit solcher Sicherheit gezielt waren, daß sie stets trafen, und wenn er dann die Früchte seiner heimlichen Bemühungen pflückte, tat er es in aller Stille, selig darüber, daß es keinen Menschen gab der ihm, dem unscheinbaren, stummen, demütigen Bedienten, auch nur einen leisen Gedanken an eine selbständige Tat zugetraut hätte.

Philipp lag ausgestreckt auf dem Bett, sog an seiner Zigarre und sann. Es war nach und nach dunkel geworden, die Dunkelheit hatte sich allmählich in völlige Finsternis gewandelt und eine tiefe Stille war ringsum. Wenn die Spitze der Zigarre nicht gewesen wäre, die zuweilen feurig aufglühte, man hätte glauben können, Philipp schlafe, denn er rührte sich nicht. Unbeweglich wie eine Katze auf ihr Opfer, so lauerte er auf eine Idee. Da und dort blitzte wohl auch eine vor ihm auf, und er besah sie mißtrauisch, wog sie kühl ab und schleuderte sie unzufrieden wieder in die Finsternis zurück, denn er war wählerisch und akzeptierte nur Ideen, die erstklassig und völlig sicher waren. Freilich, hatte er endlich eine solche, dann ließ er sie auch nicht mehr los. Frank war es dann, sein vermeintlicher Herr, dem er sie suggerierte und den er für sie in Bewegung setzte ...

Philipp stutzte plötzlich. Waren das nicht Stimmen? Wahrhaftig, in dem Zimmer nebenan sprach man, und zwar sprach man gedämpft, fast leise. Das tut kein Mensch ohne Grund. Man wollte nicht gehört werden. Philipp kicherte innerlich und beglückwünschte sich zu den dünnen Wänden dieses Hotels. Geflüsterte Geheimnisse, die waren sein Fall. Er rührte sich nicht, er hörte nicht bloß mit den Ohren zu, nein, sein ganzer Körper wurde gleichsam zu einem einzigen Ohr. Schon unterschied er zwei Stimmen, eine weibliche und die eines Mannes. Jetzt hatte er auch schon heraus, daß es kein Deutsch war, was man sprach. Englisch war es. Und jetzt hob sich die männliche Stimme, wie gereizt, und Philipp konnte deutlich einzelne Worte unterscheiden.

„Unsinn, Lisa! Wir müssen schnell handeln! In vier Wochen gibt es eine wahnsinnige Hausse in Rexaktien! Bis dahin müssen wir die Papiere unter allen Umständen haben!"

„Ist das Ganze nicht ein Börsenschwindel?"

„Schwindel! Seh ich aus wie einer, der sich beschwindeln läßt? Hier, sieh her: das ist der Bericht von Collin aus Valpareiso! Collin ist der Direktor der verkrachten Kupfermine ‚Rex', er ist einer von den wenigen, die bisher um die Sache, die man streng geheim hält, wissen. Man ist plötzlich auf Kupfer gestoßen, auf blödsinnig viel Kupfer, Lisa, — die Papiere, die heute keinen Penny wert sind, werden mit Gold aufgewogen werden, sobald die Entdeckung erst bekannt wird . . So, jetzt weißt du, weshalb wir die Reise zusammen gemacht haben, Lisa. Hilf mir! Du sollst fürstlich von mir belohnt werden, von mir und von Collin! Wir müssen die Papiere in unsern Besitz bekommen! Um jeden Preis!"

„So kaufe sie Wüllner doch ab!"

„He? Abkaufen? Wie teuer denn?"

„Biete ihm einen anständigen Kurs!"

„Einen anständigen Kurs für die wertlosen Fetzen? Damit der alte Fuchs stutzig wird und sich erst recht fest auf sie setzt? Blödsinn! Glaubst du, Wüllner hat den Jungen im vergangenen Winter umsonst die Reise nach Südamerika machen lassen? So ahnungslos der Bengel ist, soviel hat er drüben doch herausbekommen, daß die Rexmine neue Anstrengungen macht, hoch zu kommen. Er hat drüben von neuen Bohrungen läuten hören. Seitdem hat der Alte

frische Hoffnung geschöpft und sitzt hartnäckiger als je auf dem Papier. Jedes Angebot, ob hoch oder niedrig, würde ihn sofort mißtrauisch machen ... Nein, wir müssen die Papiere auf andre Weise in unsre Hände bringen."

„Aber wie?"

„Wie! Soll ich es dir nochmals wiederholen? Du mußt mich bei Wüllner einführen!"

„Das geht nicht!"

„Alles geht, wenn man nur will! Der Junge hat sich damals in Valparaiso tödlich in dich verschossen, er tut, was du verlangst. Du hast drüben als Tänzerin einen Ruf. In Berlin fliegt man auf so was. Der Junge wird glücklich sein, wenn er dich zu Hause im elterlichen Salon als eine Nummer präsentieren darf!"

„Und du?"

„Wir sagen einfach, ich sei dein Onkel. In dieser Eigenschaft bekomme ich Zutritt in das Haus. Das andre findet sich."

„Willst du die Papiere stehlen?"

„Nein, nur vertauschen. Die echten gegen falsche. Sieh her: in dieser braunen Handtasche liegen die Wische. Von den echten, die sich im Besitz Wüllners befinden, nicht zu unterscheiden. Eine halbe Million ist glatt damit zu verdienen. Es muß sich eine Gelegenheit finden, daß ich sie gegen die echten eintausche, — laß mich nur erst dort im Hause sein, ich werde die Sache schon machen! Mir sind ganz andre Sachen gelungen! Dies ist ein Kinderspiel!"

„Und wenn man dich erwischt?"

„Man hat mich noch niemals erwischt."

„Aber nachher! Wenn Wüllner die Papiere dann auf den Markt bringt und es sich herausstellt, daß sie falsch sind!"

„Was geht das uns an? Wir sind dann längst wieder drüben, er mag sich kümmern. Auf uns fällt keinesfalls ein Verdacht. Wir sind im Besitz der echten Papiere, die wir in aller Stille zum höchsten Kurse verkaufen. Wie gesagt, wir verdienen glatt eine halbe Million!"

Es entstand eine jener Pausen, die eine jede Versuchung braucht, um Herr über eine Seele zu werden.

Philipp schwamm in Entzücken. Daß sich aus seiner Mitwissenschaft an diesem Geheimnis die große Sache zu entwickeln begann, auf die er und Frank schon längst spannten,

wurde ihm immer klarer. Trotz der fieberhaften Erregung, in der er sich befand, blieb er äußerlich kalt und ruhig. Er lag wie ein Toter auf seinem Posten.

„Nun?" drängte die männliche Stimme nebenan.

„Du mußt mir Bedenkzeit geben, Edvard," lautete die zögernd gegebene Antwort.

„Bedacht ist die Sache schon, von mir, und zwar gründlich. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Du mußt dem Jungen sofort schreiben ... Wie heißt er?"

„Richard."

„Schreibe ihm, daß du dich mit deinem Onkel auf einer Vergnügungsreise durch Europa befändest und dich einige Wochen auch in Berlin aufhieltest. Erinnere ihn an euren Flirt vom Winter in Valparaiso, und er fängt sofort Feuer. Fordere ihn auf, uns hier im Hotel aufzusuchen. Das übrige ergibt sich von selbst."

„Ich weiß nicht, ich habe Angst ..."

„Ein Weib deines Schlages — Angst?!"

„Nein, nicht Angst, — aber ich habe das Gefühl, als ob es mißlingen würde ..."

„Frauen haben immer Gefühle, wo sie Verstand haben sollen, und Verstand, wo Gefühle am Platze wären. Mit Gefühl sollst du meine Person ansehen, Lisa, und mit Verstand mein Geschäft! Sei klug! Du wirst es nicht zu bereuen haben!"

„Was bekomme ich?"

„Greif zu und werde meine Frau — dann hast du alles!"

„Ich will etwas Sicheres ..."

„Darüber verständigen wir uns noch. Komm, schreibe jetzt dem Jungen! Der Brief muß diese Nacht noch in den Kasten!"

„Gut, ich bin entschlossen!"

„Bravo, Lisa — laß dich küssen!"

„Nein!"

Ein kurzes Gepolter entstand, als ob zwei miteinander handgemein würden. Irgendein Gegenstand fiel klatschend zu Boden. Philipp benutzte den Lärm, um sich lautlos aufzurichten.

„Geh!" hörte er noch die beleidigte Stimme der Frau. „Wie oft soll ich dir noch sagen, daß ich nicht mag?"

Es machte den Eindruck, als ob sich der Zurückgewiesene entferne. Ein gedämpftes Gelächter zerflatterte in dem Zimmer nebenan. Eine Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Dann war es still. —

Philipp verharrte, ohne sich zu bewegen, auf dem Bett. Er hatte sich eine neue Zigarre angezündet und tat von Zeit zu Zeit einen nachdenklichen Zug. Seine Phantasie arbeitete mächtig, allein sein wohldisziplinierter Verstand dämmte allen Überschwang kalt ein.

Die Frage war vor allem: wer waren die beiden von nebenan? Das war leicht zu erfahren. Viel schwerer war die Hauptfrage zu lösen: wer war Wüllner?

Philipp saß noch lange in dem finsteren Zimmer, er war nicht schläfrig. Schließlich stand er auf und zog den Vorhang des einen Fensters hoch. Das Licht des Vollmondes ergoß sich über sein Gesicht. Obwohl ihm nichts ferner lag als Schwärmerei, konnte er doch nicht umhin, die schöne Nacht zu bewundern. Es war die richtige Nacht für verliebte Abenteuer. Und er dachte halb geringschätzig, halb nicht ohne Neid an Frank, der sich „vergnügte".

Da fuhr er erschrocken herum. Eine Hand hatte ihn von hinten berührt. Er starrte in das spöttisch lächelnde Antlitz Franks.

„Du?" entfuhr es ihm.

„Ich," nickte Frank. „Und weißt du, was ich getan habe, während du geschlafen hast?"

Philipp bedeutete ihm, er möge um Gottes willen leise reden. „Was?"

„Ich bin eingestiegen."

„Wo?"

„Bei einem Bankier namens Wüllner."

Philipp war es, als habe er einen Schlag erhalten. Er packte Frank an der Brust und rüttelte ihn. „Was?" lispelte er heiser. „Hast du etwas gefunden?"

„Ja. Eine Million."

„Ha — hast du sie?"

„Nein, ich habe sie dort gelassen," antwortete Frank gelassen. „Aber ich hole sie mir."

„Wie — wie heißt der Mann?"

„Wüllner."

„Und was ist er?"

„Bankier."

Philipp war wie betrunken. Er faßte Frank am Arm und zog ihn in den Salon hinein. „Komm," stammelte er, „ich muß mit dir reden."

Viertes Kapitel

Der dunkle Punkt

Leute, die informiert waren, schätzten den ehemaligen „Bankier" Samuel Wüllner auf zehn Millionen Mark. Diese zehn Millionen waren allerdings das einzige, was sie an ihm schätzten. Alles andre, was mit seiner Person zusammenhing, mißachteten sie.

Nicht ohne Grund, wie die Schafe blökten, die Samuel Wüllner einige Jahrzehnte lang nach allen Regeln der Kunst geschoren hatte. Zu Unrecht, wie Samuel Wüllner behauptete, der der Meinung war, daß es nun einmal nicht ohne blutigen Kampf abgeht, wenn ein junger Mensch, der aus Tarnopol in Galizien nach Berlin ausgewandert war, um hier einen kümmerlichen Handel mit Altwaren zu etablieren, sich im Laufe von vierzig Jahren zum Millionär entwickelt.

Ein jeder Kampf erfordert Opfer. Samuel Wüllner hatte es jederzeit verstanden, seine Gegner zu Opfern zu machen, während er selbst heil blieb. Das war es, was man ihm vorwarf.

Samuel Wüllner gehörte zu den Menschen, die sich bemühen, ihre Vergangenheit zu vergessen. Das gelang ihm auch. Er lebte, was seine Person betraf, nur noch in der Gegenwart, was seine beiden Kinder, seinen Sohn Richard und seine Tocher Dora betraf, aber in der Zukunft.

Seitdem er sich vor ungefähr zehn Jahren von der Börse zurückgezogen hatte, fühlte er sich nur noch als Privatmann, als einen Menschen, der das seine überreichlich getan hatte, und der nun ausruhen wollte. Er hatte sich zu diesem Zwecke im Tiergartenviertel eine Villa und weiter draußen in der Mark ein Gut gekauft. Er lebte beschaulich und zufrieden und freute sich im übrigen, daß es seine beiden Kinder einmal leichter haben würden, als er selbst es gehabt hatte.

Richard, der es versucht hatte, nacheinander Jura, Medizin und Philosophie zu studieren, um sich schließlich zu dem Entschluß durchzuringen, dereinst ein berühmter Dichter zu werden — Richard war der Notwendigkeit enthoben, wie einst sein Vater, seine Laufbahn damit einzuleiten, daß er alte Hosen zum Verkauf anbot. Samuel Wüllner verstand von der Literatur zwar nicht viel, allein er zweifelte nicht daran, daß es Richard auf diesem Gebiete vorwärts bringen würde. Und die Mitgift, die für Dora bereit lag, ließ ihn auch für seine Tochter nicht weniger überschwängliche Hoffnungen hegen. Er rechnete zumindest mit einem Baron als Schwiegersohn. Und im Rechnen war Samuel Wüllner immer zuverlässig gewesen. Zu seinen Ungunsten hatte er sich noch nie verrechnet.

Das heißt, einmal hatte er sich doch verrechnet, gründlich sogar, und das war damals gewesen, als er, ehe er der Börse endgültig Valet sagte, gleichsam zur Krönung seines Lebenswerkes, einen letzten Coup mit Aktien einer südamerikanischen Kupfermine versuchte.

Von einer falschen Information bedient, kaufte er, der sonst das Gras wachsen und die Flöhe husten hörte, einen ganzen Ballen Nexpapiere, überzeugt, daß diese eine gewaltige Hausse erleben mußten. Aber aus der erwarteten Hausse war eine Baisse geworden, eine Baisse so niederträchtiger Art, daß er heute mit den völlig entwerteten Papieren ruhig die Zimmer seines Hauses tapezieren konnte.

Weit entfernt davon, diese Niederlage zu verheimlichen, setzte Samuel Wüllner im Gegenteil seinen Stolz darein, jedermann, der nur zuhörte, davon zu erzählen. So schmerzlich der Verlust an sich war, was tat er schließlich einem Menschen, der sein Schäfchen in Gestalt von trefflich und sicher angelegten zehn runden Millionen in Sicherheit hatte? Die Welt sollte merken, daß er keineswegs der geriebene Fuchs war, als den man ihn ausschrie. Und so prahlte er denn gern mit diesem seinem Hereinfall, wie andre mit ihren Siegen prahlen, und gefiel sich herrlich in der Rolle des Geschädigten, der ausnahmsweise einmal Grund hatte, seine M i t w e l t des Betruges anzuklagen.

Es war eine bekannte Tatsache, daß jedermann, der die Villa besuchte, früher oder später vor den braunen Schrank

in Samuel Wüllners Zimmer geführt wurde, in dem die „Scherben eines Vermögens“ lagen.

„Sehen Sie her,“ sagte dann etwa Samuel Wüllner, indem er den Schrank aufschloß und auf ein sorgfältig verschnürtes Paket zeigte, „das da — das hätte unter Umständen eine halbe Million wert sein können — und jetzt? Jetzt hat es bloß Papierwert! Es ist in diesem leichtgebauten Schrank ganz gut aufgehoben, denn kein Mensch ist Narr genug, es zu stehlen. Ein paar Papierfetzen! Ich hebe sie nur der Kuriosität halber auf!“

So sprach Samuel Wüllner, während er insgeheim noch immer hoffte, daß sich die Kupfermine „Rex“ und mit ihr ihre Papiere wieder erholen würden. Er hatte es deshalb auch gern gesehen, daß Richard, „um sein inneres Weltbild zu vergrößern und zu vertiefen,“ im verflossenen Winter eine Reise nach Südamerika unternommen hatte, da der Junge bei dieser Gelegenheit an Ort und Stelle einmal nach dem Rechten sehen konnte.

Dies hatte Richard so im Vorübergehen auch getan und, als er heimkam, gemeldet, daß man bei der Rexmine, nachdem man sie mangels jeglicher Betriebsmittel jahrelang hatte brach liegen lassen müssen, wieder Bohrungen unternehme.

Seit diesem Tage hoffte Samuel Wüllner wieder stärker. Und wenn er auch nach wie vor fortfuhr, das Papier, das in dem braunen Schrank einen langen, unfruchtbaren Schlaf tat, vor seinen Zuhörern zu diskreditieren, so warf er doch, wenn er allein war, verliebte Blicke darauf, als müßte es sich durch diese vorwurfsvolle stumme Zärtlichkeit wachkitzeln lassen. Schließlich eilte es ja auch nicht, er hatte Zeit. Ein geduldiger Mann mußte sich seinen fetten Kurs erwarten können.

So flossen die Tage Samuel Wüllners friedlich und beschaulich dahin, er war ganz der Pflege seines feisten Körpers hingegeben, der, seit er nicht mehr den Aufregungen des unruhigen Börsengeschäftes ausgesetzt war, sich von Jahr zu Jahr mehr rundete.

Um die Lücke auszufüllen, die der vor acht Jahren erfolgte Tod seiner Frau seinem Dasein geschlagen hatte, beschäftigte er sich in der Zeit, da er nicht aß oder trank oder schlief, damit, seine beiden Kinder zu verwöhnen. Er, der

sich bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahre nur spärliche Genüsse gegönnt hatte, machte sich jetzt nichts daraus, wenn Richard auf dem großen Fuße eines aristokratischen Grandseigneurs lebte, und für seine Tochter war ihm erst recht kein Schmuck zu teuer und keine Extravaganz zu toll. Der Aufwand, den die beiden machten, fraß noch lange nicht die Zinsen, die ihm sein Vermögen jährlich abwarf. Er hatte es ja glücklicherweise dazu.

Samuel Wüllner hatte also alle Ursache, an seinem Lebensabend glücklich zu sein, und er war es auch. Wenn dieses Glück trotzdem zuweilen durch einen leisen Schatten getrübt wurde, dann lag das daran, daß die dunkle Vergangenheit, die für ihn tot und vergessen war, sich doch in der Erinnerung jener ersten Gesellschaftskreise, an die er Anschluß suchte, lebendig erhalten hatte.

Trotz der vielen Millionen, die er besaß, wurde Samuel Wüllner gerade von den Kreisen gemieden, auf deren Freundschaft er enormen Wert gelegt hätte. Das wurmte ihn natürlich, wenn er es auch nicht zeigte.

Trost gewährte ihm nur der Gedanke, daß sich dies mit einem Schlage ändern würde, wenn Richard erst jenes bedeutende Werk geschrieben haben würde, das er schon lange plante und das ihn in die vorderste Reihe der modernen Dichter stellen mußte. Man brauchte den Jungen ja nur reden zu hören, um zu wissen, daß dies nur eine Frage der Zeit war.

Und vollends Dora! Wenn er das Mädchen zuweilen verstohlen betrachtete, mußte er sich immer wieder wundern, daß er von solch einer Prachtausgabe der Natur der Vater war. Er begriff nicht, woher sie das Aparte hatte, das ihrem Wesen eigen war, dies auserlesen Feine, und wenn er an seine verstorbene Frau, die gute Emma, dachte, dann wollte ihm die Tatsache, daß Dora so bildhübsch geraten war, noch rätselhafter erscheinen.

Um so größer waren sein Stolz und seine Zuversicht, daß er eines Tages der Schwiegervater zumindest eines Barons werden mußte. Damit war dann der dunkle Punkt seiner Vergangenheit völlig ausgelöscht.

Samuel Wüllner ließ sich nach dem Mittagessen gern in den altmodischen Lehnstuhl in seinem Zimmer fallen, faltete die Hände überm Bauch und gab sich Träumereien

hin. Wie alle Menschen hatte auch er seine schwache Seite. Wer ihn bei der Affenliebe packte, die er für seine Kinder hegte, durfte sicher sein, einen guten Griff zu tun.

Fünftes Kapitel

„Das ist ein Gedanke!"

Es war elf Uhr vormittags, als man an diesem „Morgen" im Hause Samuel Wüllners das Frühstück einnahm. Der Hausherr hatte freilich das seine schon drei Stunden hinter sich, und er sah jetzt bloß zu, wie sich seine „Kinder" das ihre — nicht schmecken ließen.

„Was habt ihr denn?" fragte er. „Du bist recht blaß, Dora. Und du, Richard — hast du noch nicht ausgeschlafen?"

Richard gähnte. „Nicht ganz," meinte er.

„Ich habe überhaupt nicht geschlafen," sagte Dora.

„Überhaupt nicht geschlafen? Aber Mädchen! Warum nicht?"

„Ich bin aufgeblieben, Papa, bis nach drei. Die Nacht war so schön ..."

„Sehr schön," bestätigte Richard.

„Bist du auch aufgeblieben?" fragte Samuel Wüllner.

„Ich war in ausgezeichneter Gesellschaft ..."

„Ich auch," warf Dora ein.

Samuel Wüllner staunte. „Du auch? In was für Gesellschaft? Wo denn?"

„In meinem Zimmer. Ich bekam noch Besuch, sehr spät, so gegen drei. Denkt euch: einen Herrn! Einen Russen!"

Samuel Wüllner sperrte Mund und Ohren auf. „Wie? Was?"

„He?" sagte Richard, bemüht, ein zweites Gähnen zu unterdrücken, denn er hatte für die kleinen Geheimnisse seiner Schwester, hinter denen ja doch nichts steckte, absolut nichts übrig.

Dora lachte. „Ja, denkt euch! Ich hatte die Loggiatür in meinem Zimmer offen gelassen, um die nächtliche Mailuft zu genießen, und lag auf der Chaiselongue und dachte mit geschlossenen Augen an tausend verrückte Dinge, als — mit einem Male ein junger, sehr netter Mann vor mir stand

und mir seine Liebe erklärte ... Er war durch die offene Loggiatür eingestiegen, und ich hatte ihn nicht bemerkt!"

„Unsinn," murmelte Richard.

Samuel Wüllner fuhr erschrocken auf. „Mädchen, hast du den Verstand verloren?"

„Ihr könnt euch natürlich denken, daß ich zu Tode erschrocken war. Aber der junge Mann bot mir ganz harmlos eine Zigarette an und meinte, er habe sich mir nur vorstellen wollen. Er sei ein russischer Baron. In seiner Heimat mache man das so."

„Ein Baron?" fragte Samuel Wüllner.

„Ja."

„Aber hör mal, Mädchen," wollte Samuel Wüllner protestieren, unterbrach sich aber, als er sah, wie ihn seine Tochter auslachte.

„Papa, das hab ich doch bloß geträumt. Der Mond ist daran schuld. Ich habe ihn zu lange angeguckt. Er schien mir direkt in die Augen."

Samuel Wüllner erholte sich langsam wieder. „Nu, so was," murmelte er nur.

„Du, mit deinen Träumen," höhnte Richard. „Ich hab' bei Kadussy einen wirklichen Baron kennen gelernt, auch einen Russen. Überhaupt Kadussy! Dort trifft man nur interessante Leute!"

„Ach du!" gab ihm Dora seinen Hohn zurück. „Sicherlich hat er dir Geld abgenommen."

„Hat er," nickte Richard.

„Viel?" fragte Samuel Wüllner.

Richard verzichtete darauf, eine Summe zu nennen, und meinte nur in dem Tone eines versteckten Vorwurfes: „Bei Kadussy spielt man nur hoch. Dort verkehren nur erstklassige Leute."

„Nu ja," beschwichtigte ihn der Alte.

„Ein famoser Mensch, dieser Russe!" begeisterte sich Richard. „Übrigens ein Baron Kay. Livländischer Adel. Jeder Zoll: Rasse. Angeboren."

„Ach ja," seufzte Dora.

„Mit welcher Nonchalance so ein Mensch spielt! Viermal setzte er je tausend Rubel. Und jedesmal verlor er. Mit Rubeln hatte er Pech. Bis er dann den fünften Tausender

bei mir gegen deutsches Geld einwechselte. Dann gewann er. Den ganzen Abend."

„Viel?" fragte Samuel Wüllner.

„So an die dreißigtausend Mark. Jeder von uns mußte daran glauben. Aber der Gewinn ließ ihn ebenso kalt wie der Verlust. Das ist eben Rasse. So ein Mensch ist nicht zu verblüffen."

„Gar nicht," bestätigte Dora.

„Ich bin glücklich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Er hat mich eingeladen, ihn zu besuchen. Er ist auf der Reise nach England und hält sich einige Wochen zum Vergnügen in Berlin auf. Er wohnt im ‚Hotel Atlantic'. Er führt einen Privatsekretär mit sich."

„Wirst du hingehen?" fragte Samuel Wüllner und verbarg es nicht, daß er sehr interessiert war.

„Selbstverständlich."

„Ob man ihn — nicht einladen könnte?" konnte sich Samuel Wüllner nicht länger beherrschen.

„Nein," protestierte Dora, wobei eine jähe Röte in ihr Gesicht schoß.

„Warum nicht?" griff Richard sie an. „Wir sind schon fast Freunde."

Der Alte warf ihm einen Blick unbegrenzter Hochachtung zu. „Was du nicht sagst! Freunde!"

„Weil ich nicht will," wehrte sich Dora. „Ich mag ihn nicht sehen. Ich mag nicht!"

„Natürlich," spottete Richard, „du begnügst dich damit, von russischen Baronen bloß zu träumen ... Übrigens würde sein Besuch mir gelten, nicht dir."

„Meinst du?"

„Meinst du nicht?"

„Ich glaube, lieber Richard, wenn er meine Bekanntschaft gemacht hätte, daß du dann nur ein Vorwand wärest, wenn er in unser Haus käme."

„Ja, wird er denn in unser Haus kommen?" fragte Samuel Wüllner mit einer gewissen gespannten Ängstlichkeit im Ton.

„Wenn wir ihm etwas bieten, schon," erklärte Richard.

„Gott, was können wir ihm n i ch t bieten!" sagte Samuel Wüllner. „Gibt es irgendwo bessere Weine als bei uns?

In dem Punkte können wir uns doch sehen lassen, meine ich. Wir haben's ja dazu!"

„Papa!" rief Dora vorwurfsvoll.

„Das nicht," lehnte auch Richard dieses niedrige Kulturniveau ab. „Es mußte etwas Besonderes sein ... Wenn ihr wollt, ich könnte euch aushelfen."

„Du?" meinte Dora zweifelnd.

„So rede doch," drängte ihn der Vater, der sich immer mehr erhitzte.

Richard kreuzte die Beine und verschränkte die Arme über der Brust. Das tat er immer, wenn er die Absicht hatte, etwas zu sagen, das ihn in ein bedeutendes Licht stellen sollte. So etwas sagte er recht häufig, Eindruck machte es indessen nur auf seinen Vater, während Dora für die Pose, mittels deren ihr Bruder Vorschuß auf künftige Lorbeeren nahm, nur ein Lächeln der Geringschätzung und des Mitleids übrig hatte.

„Ihr erinnert euch doch der Bekanntschaft, die ich im vorigen Winter in Valparaiso gemacht habe?"

„Ich dächte, du hättest in Valparaiso ziemlich viel Bekanntschaften gemacht," sagte Dora.

„Habe ich auch. Die Bekanntschaft vieler außerordentlich bedeutender Männer. Aber in diesem Falle meine ich eine Dame."

„Es sollen ja auch recht viele Damen gewesen sein, die du in Valparaiso kennengelernt hast!"

„Kinder, streitet euch nicht," suchte Samuel Wüllner zu vermitteln. „Richard ist ein Dichter. Und alle Dichter haben heißes Blut."

„Ein Dichter?" fragte Dora und stellte sich naiv. „Was hat er denn gedichtet?"

„Das kommt noch," versprach Samuel Wüllner. „Er bereitet sich erst vor."

„Ja, indem er seinem heißen Blut die Zügel schießen läßt ..."

„Du bist eine Gans," erklärte Richard mit einem Versuch, gelassen zu erscheinen.

„Und du ein — Lamm, das geduldig stillhält, wenn andre es scheren!"

„Dora," flehte der ratlose Vater, „benimm dich! Wir sind doch ein feingebildetes Haus!"

„Also es handelt sich um eine ganz bestimmte Dame," fuhr Richard mit erkünstelter Ruhe fort. „Um eine Künstlerin. Um die berühmte Tänzerin Lisa dal Oro."

„Papa, hast du was von der gehört?" höhnte Dora.

„Freilich," versicherte Samuel Wüllner, obwohl er keine Ahnung hatte. „Ist sie nicht schon im ‚Wintergarten' aufgetreten?"

„Keine Spur!"

„In Amerika kennt sie ein jedes Kind," erklärte Richard mit Pathos. „Ich hatte in Valparaiso den Vorzug, in Beziehungen zu ihr zu treten."

„Ah?" sagte Dora. „Hast du sie als Anregung für deine künftigen Werke benützt?"

„Vielleicht ..."

„Siehst du!" rief Samuel Wüllner mit Stolz aus.

„Die Arme!" bedauerte sie Dora.

„Beruhige dich, Lisa dal Oro ist reich," versetzte Richard. „Sie unternimmt eben mit ihrem Onkel eine Vergnügungsreise durch Europa. Gegenwärtig weilt sie in Berlin. Sie war so liebenswürdig, sich ihres Freundes zu erinnern. Eben habe ich ein paar Zeilen von ihr bekommen."

Mit viel Umständlichkeit entnahm er seiner Brieftasche ein heliotropfarbenes Billett und reichte es seinem Vater. „Bitte, lies selbst."

Samuel Wüllner hielt es vorerst an die Nase. „Oh, das duftet!"

Dora hielt sich die Nase zu. „Nein, es — riecht!"

„So lies doch!" gebot Richard voll Ungeduld.

Samuel Wüllner zog seinen goldenen Klemmer aus der Westentasche, putze ihn, setzte ihn auf und las vor: „Treuer, unvergessener Freund! Erinnern Sie sich noch Ihrer Lisa dal Oro? Mit ihrem Onkel auf einer Vergnügungsreise durch Europa begriffen, ist sie zurzeit in Berlin gelandet und würde sich freuen, wenn Sie ihr das Vergnügen machten, sie im ‚Hotel Atlantic' zu besuchen. Noch immer die Ihre! Lisa."

Dora lachte.

Ihr Vater sah sie vorwurfsvoll an. „Da gibt's nichts zu lachen, Mädchen. Die schreibt ganz wie eine Dame. Richard hat eben Eindruck gemacht."

„Wie immer!"

„Jedenfalls werde ich sie aufsuchen," sagte Richard. „Und wenn es euch recht ist, dann bitte ich sie zu uns."

„Wir danken," protestierte Dora.

„Warum?" widersprach Samuel Wüllner. „Sie hat doch einen Namen! Lisa dal Oro! Wie das klingt! So was hat man nicht alle Tage!"

„Jeder Berliner Salon würde sich um sie reißen," konstatierte Richard.

„Was du so ‚Salon' nennst," kritisierte ihn Dora erbarmungslos. „Soll sie vielleicht gar bei uns tanzen?"

„Donnerwetter," entzündete sich Samuel Wüllner sogleich an dieser Idee, „das wäre ja — —"

„Nein, nein," dämmte Richard diesen Enthusiasmus kühl ein. „Aber sie wird sicher kommen, wenn ich sie darum bitte. Und sie ist ein sehr interessanter Gast, mit dem man schon Staat machen kann. Ich bin überzeugt, mein Freund, der Baron, wird von ihr entzückt sein."

„Schaffe sie her!" rief Samuel Wüllner begeistert aus. „Und lade sie auch nach Daberkow, auf unser Gut, ein. Sie und den Baron!"

„Das ist ein Gedanke," erwog Richard. „In Daberkow wären wir ganz unter uns. Und die beiden nähmen die Einladung auch sicher an, wenn — —"

„Nu?" drängte Samuel Wüllner.

Richard wendete sich mit einem Blick an seine Schwester. „— — wenn Dora sich entschließen könnte, nett gegen sie zu sein."

Dora errötete und zerknüllte das Mundtuch, das sie in der Hand hielt.

„Mädchen!" ermahnte sie ihr Vater. „Bedenke doch: ein russischer Baron!"

„Von dem du sogar schon geträumt hast!" setzte Richard schmeichelnd hinzu.

Dora lachte. „Ist er hübsch?"

„Bildhübsch," versicherte Richard.

„Hat er Formen?"

„Ich bitte dich, ein Baron!" hielt ihr Samuel Wüllner stirnrunzelnd vor.

„Er ist der geborene Aristokrat," erklärte Richard. „Jeder Zoll ein Edelmann."

„Aber die, die — — Wie heißt sie?"

„Die dal Oro? Eine königliche Erscheinung, sag' ich dir! Eine Dame! Eine Dame von Welt!"

„Siehst du!" begeisterte sich Samuel Wüllner. „Da können wir nur profitieren!"

„Meinetwegen," entschloß sich Dora nach einigem gutgespielten Zögern. „Vielleicht amüsieren wir uns."

Richard sprang auf. Er war befriedigt. „Und ob wir uns amüsieren werden!" rief er aus.

„Noch eins," bremste jetzt Samuel Wüllner. „Ist der Baron verheiratet oder ledig?"

„Ledig," antwortete Richard. „Das sieht man auf den ersten Blick."

„Natürlich," entschlüpfte es Dora.

„Woran?" fragte Samuel Wüllner.

„An — — Mein Gott, ich kann das nicht sagen. Man sieht es eben."

Samuel Wüllner ergriff die Hand seines Sprößlings und schüttelte sie. „Bringe die beiden her, mein Junge! Es soll recht nett werden! Ich will mich's gern was kosten lassen!"

„Das mußt du auch," hakte Richard sofort an diese unvorsichtige Bemerkung an. „Überhaupt Papa, — ich brauche Geld."

Samuel Wüllner zog ein Gesicht. „Schon wieder?"

„Noblesse oblige," versetzte Richard. „Und außerdem habe ich an den Baron eine Spielschuld zu bezahlen."

Was „noblesse oblige" hieß, verstand Samuel Wüllner zwar nicht, dagegen bewegte er sich lange genug in den Kreisen, die er für vornehm hielt, um zu wissen, daß man hier Spielschulden unter allen Umständen begleichen mußte.

Er seufzte also nur und sagte: „Na, dann komm mit auf mein Zimmer!"

Sechstes Kapitel

„Was können Sie mir bieten?"

Richard Wüllner fuhr mit seinem schlanken weißen Mercedesauto vor dem „Hotel Atlantic" vor. Ein Hoteljunge stürzte an den Wagen und öffnete die Tür. An dem

sich verneigenden Portier vorbei gelangte Richard mit ein paar raschen Schritten in das Vestibül, wo er einem Kellner seine Karte mit den Worten übergab: „Melden Sie mich bei Mister Edvard King."

Er brauchte nicht lange zu warten. Schon nach drei Minuten kam der Kellner zurück. „Die Herrschaften lassen bitten," meldete er.

Er fuhr Richard mit dem Lift in den ersten Stock hinauf. Er zeigte auf die Tür Nummer 4. „Wenn ich bitten darf, hier," sagte er.

„In welchem Zimmer wohnt der Herr Baron Kay?" fragte Richard.

„Nebenan in Nummer 3," versetzte der Kellner.

Richard klopfte an.

„Herein!" rief eine Männerstimme.

Richard trat ein. Ein ungefähr fünfzigjähriger Mann, sehr gut, wenn auch ein wenig salopp gekleidet, erhob sich aus einem Klubsessel, in dem er rauchend gesessen hatte, um eine englische Zeitung zu lesen.

Richard verneigte sich. „Richard Wüllner," stellte er sich vor.

„Ach," rief der Fremde aus, indem er dem Besuch lächelnd die Hand entgegenstreckte, „ich freue mich! Edvard King ist mein Name. Meine Nichte hat mir von Ihnen erzählt. Sie erwartet Sie schon."

„Ich und Fräulein dal Oro sind Bekannte von Valparaiso her," sagte Richard. „Ich freue mich, daß ich Gelegenheit habe, in Berlin die Bekanntschaft zu erneuern."

„Nehmen Sie Platz," lud ihn Edvard King mit einer artigen Geste zum Sitzen ein. „Ich werde meine Nichte sofort rufen."

Er verschwand in dem Zimmer nebenan. Richard hörte auch eine zweite Türe gehen, die in ein weiteres Zimmer führen mußte. Er blickte sich in dem Raum um. Er war mit der farblosen Eleganz eines erstklassigen Hotels ausgestattet.

Trotz der unverkennbaren Liebenswürdigkeit, mit der er empfangen worden war, hatte Richard von Mister Edvard King eigentlich keinen günstigen Eindruck empfangen. Dabei hätte er nicht zu sagen vermocht, woran das lag. An dem

ungeschlachten, massigen Äußeren dieses Mannes, der doch offenbar ein Engländer war? Jedenfalls lag etwas Stechendes in seinen Augen, und seine brutal gebogene kräftige Nase wirkte wie der Schnabel eines nach Beute ausschauenden Habichts.

Dieser erste, ein wenig beklemmende Eindruck Richards wurde indessen schnell von einem zweiten höchst angenehmen verwischt. Lisa erschien mit ihrem Onkel im Rahmen der Tür. Im Augenblick stand Richard wieder unter dem Bann jener prickelnd pikanten, nervös unruhigen Schönheit, die schon im Winter einen so starken Reiz auf ihn ausgeübt hatte.

Verwirrt erhob er sich und küßte Lisa die lange, schlanke Hand, ein paar Worte konventioneller Begrüßung stammelnd, die sie, die Anwesenheit ihres Oheims gleichsam ignorierend, mit dem lebhaften Hinweis unterbrach, daß sie doch beide alte Bekannte und Freunde wären, die schon das Recht besäßen, sich gehen zu lassen.

„Meine Nichte ist vor allem Künstlerin," erklärte Edvard King ohne alle Befangenheit. „Sie legt Wert darauf, in jeder Beziehung unabhängig und frei zu sein. Ich spiele also bei ihr viel mehr die Rolle eines Impresarios als die eines Onkels und Verwandten."

„Worum ich Sie trotzdem sehr beneide," brachte Richard geschickt sein erstes Kompliment an.

„Das hat auch seine Schattenseiten ..."

„Besonders für mich," rief Lisa lachend aus. „Herr King ist nämlich, wie die meisten englischen Geschäftsleute, sehr langweilig und ledern. Ich hoffe deshalb, in Ihnen, lieber Richard, einen amüsanten Führer durch Berlin zu finden."

„Gedenken Sie sich lange in Berlin aufzuhalten?" fragte Richard.

„Etwa vier Wochen," antwortete Edvard King.

„Solange es mir behagt und gefällt," korrigierte ihn Lisa. „Bemühen Sie sich also, mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen!"

„Das ist meine Absicht," versprach Richard, der seine Befangenheit endgültig verloren hatte. „Ich bin Ihnen ohnedies für Valparaiso noch Revanche schuldig."

„Gut, ich bin bereit, meine Forderung geltend zu machen. Was können Sie mir bieten?"

„Zunächst das eine: ich will Sie mit einem neuen Freund von mir bekannt machen."

„Mit einem Deutschen?"

„Nein, mit einem Russen."

„Mit einem Russen?" fragte Edvard King, und es war, als liege ein gewisses Mißtrauen in dem Ton seiner Stimme.

„Mit einem litauischen Baron. Er wohnt sogar hier im Hause. Dicht neben Ihnen!"

„Ah!" rief Lisa aus.

„Wie heißt er?" fragte Edvard King schnell.

„Baron Kay. Er kommt von Moskau und hält sich, wie Sie, einige Wochen zu seinem Vergnügen in Berlin auf, um dann nach England weiterzureisen."

„Kenne ich nicht," sagte Edvard King trocken.

„Doch, ich kenne ihn," freute sich Lisa. „Das heißt, nur vom Sehen. Ein sehr schöner Mann."

„Ein Edelmann," stellte Richard mit Stolz fest. „Darf ich Sie um den Vorzug bitten, Sie mit ihm bekannt machen zu dürfen?"

„Ich weiß nicht ..." widersprach Edvard King und runzelte die Stirn.

„Doch, doch," verlangte Lisa in heftigem Tone, „das müssen Sie! Er ist sicher sehr amüsant."

„Das ist er," bestätigte Richard. „Ich habe seine Bekanntschaft beim Spiel gemacht. Er ist ein kühner und doch sehr kaltblütiger Charakter und als Gesellschafter einfach bezaubernd. Ein Mensch von der Art, die gerade Sie so lieben, Lisa!"

„Sie machen mich höchst neugierig, Richard. Wo ist er denn?"

„Wie gesagt: nebenan. Es war meine Absicht, ihn aufzusuchen, nachdem ich Ihnen meine Aufwartung gemacht hätte. Ich wollte ihn für heute abend zu mir bitten."

„Wird er kommen?"

„Sicher, wenn Sie und Herr King mir gleichfalls das Vergnügen machen, meiner Einladung zu folgen."

„Wir sollen —?" rief Lisa aus.

„Wir beide?" setzte Edvard King energisch hinzu.

Richard verneigte sich. „Sie würden mir, meinem Vater und meiner Schwester eine große Freude bereiten, wenn Sie heute abend bei uns speisen wollten."

Lisa blickte ihren Onkel lächelnd an. „Ich weiß nicht ..."

„Ich denke, wir nehmen an," entschied Edvard King, ohne zu zögern.

Lisa nickte. „Und Ihr Freund, der Baron?"

Richard strahlte. „Sie gestatten, daß ich ihn verständige," sagte er. „Mein Auto wartet unten. Wir können es dann alle gemeinsam benützen."

„Abgemacht," erklärte Lisa. „Gehen Sie, Richard. Sie finden uns unten in der Halle."

Richard, der damit entlassen war, verabschiedete sich von Lisa mit einem Handkuß. Er war selig, glaubte er doch in den Augen der Angebeteten gleichsam ein Versprechen zu lesen. Mister Edvard King neigte dagegen nur trocken ein wenig den Kopf. Dieser Mann schien ohne die geringsten gesellschaftlichen Talente zu sein, ein Mann der nüchternen Geschäfte, ohne Gefühl und ohne Phantasie.

Rot vor freudiger Erregung klopfte Richard an der Tür Nummer 3 an. Philipp öffnete und nahm die Karte Richards mit der gemessenen Höflichkeit eines vortrefflich erzogenen Angestellten entgegen. Er bat den Besuch, sich einen Augenblick zu gedulden. Gleich darauf kam er zurück, ließ die Tür zum Salon offen und lud ihn mit stummer Geste ein, einzutreten.

Frank schüttelte Richard lebhaft die Hand. Seine Höflichkeit war durch Herzlichkeit warm getönt. Man merkte, daß er sich zwar herabließ, daß er es aber gern tat.

In wenigen Sekunden war das Geschäftliche zwischen den beiden geregelt. Richard beglich seine Spielschuld und Frank schob die Scheine gleichmütig in seine Brieftasche. Er präsentierte Richard das goldene Zigarettenetui, und dieser bediente sich daraus.

„Das da — diese Lappalie — war doch nicht der Grund Ihres Kommens, lieber Wüllner?"

„Durchaus nicht, Baron. Wenn ich Sie so bald überfallen habe, so ist das aus einem sehr selbstsüchtigen Grunde geschehen. Ich habe eine Bitte an Sie."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

„Werde ich Ihnen nicht zudringlich erscheinen?"

„Bester Wüllner — —"

„Sie dürfen es mir nicht abschlagen, Baron. Ich will

Sie durchaus für heute abend entführen. Mein Vater und meine Schwester brennen darauf, Sie kennen zu lernen. Wollen Sie uns das Vergnügen machen, heute bei uns zu soupieren?"

Frank schien ein wenig geniert. Er überlegte. Dann lächelte er. „Ich muß eigentlich fürchten, daß ich derjenige bin, der Sie überfällt ..."

Richard protestierte. „Sie ahnen gar nicht, wieviel mir daran liegt, wenn Sie zusagen und kommen!"

„Es ist mir natürlich ein Vergnügen," sagte Frank sehr höflich.

„Ich danke Ihnen, Baron. Sie benützen doch gleich mein Auto, das unten wartet?"

„Gern."

„Noch eins," fuhr Richard verlegen fort. „Ich habe noch eine zweite Bekanntschaft für heute zu uns eingeladen. Eine junge Dame, die sich in Begleitung ihres Onkels auf der Durchreise in Berlin aufhält. Sie wohnen beide hier im Hotel."

„Ah!"

„Darf ich Sie mit ihnen bekannt machen?"

„Warum nicht? Es lohnt immer, mit einer jungen Dame bekannt zu werden, vorausgesetzt, daß sie hübsch oder interessant ist."

„Sie ist beides," rief Richard aus. „Eine Tänzerin, die ich im vergangenen Winter in Valparaiso kennengelernt habe. Sie tritt unter dem Namen Lisa dal Oro auf. Ihr Onkel ist Engländer. Ein reiner Geschäftsmann. Er heißt Edvard King."

„Wo sind die Herrschaften?"

„Wir treffen sie unten in der Halle, Baron. Kommen Sie, ich stelle Sie vor. Wir benützen dann gemeinsam meinen Wagen."

„Das ist ja das reinste Komplott," lachte Frank. „Genug, ich bin bereit. Ihre Tänzerin wird mich sicherlich nicht enttäuschen."

„Mein Komplott geht sogar noch weiter," gestand Richard unter Erröten. „Ich habe die Absicht, Sie für einige Zeit ganz zu uns zu bitten."

„Was?"

„Seien Sie nett und machen Sie meinen Plan nicht

zunichte. Ich glaube, ich kann Ihnen einige vergnügliche Tage verbürgen, — hier in Berlin und auch auf unserm Gut in Daberkow."

„Sie haben ein Gut?"

„Ja, etwas abseits in der Mark," erklärte Richard, „aber gar nicht weit von Berlin: mit Park, Wasser und Wald. Sowohl unsre Berliner Villa wie unser Landhaus stehen zu Ihrer Verfügung, Baron. Seien Sie mit Lisa dal Oro unser richtiger Gast!"

Obgleich sichtlich erfreut, wehrte Frank mit einer Geste doch ab. „Das muß ich mir sehr gut überlegen, lieber Wüllner. Kommen Sie, stellen Sie mich zunächst Ihrer interessanten Freundin vor. Alles andre wird sich finden."

Frank, der sich im Cutaway befand, läutete Philipp herbei und ließ sich von ihm Überrock und Hut reichen. „Philipp, erwarten Sie mich heute nicht vor Mitternacht."

„Nein, vor Mitternacht keinesfalls," scherzte Richard.

Philipp verbeugte sich. Sein Gesicht war ausdruckslos. „Sehr wohl, Herr Baron."

„Und nun kommen Sie, Wüllner. Man darf weder Damen noch Geschäftsleute warten lassen. Den einen ist Zeit Vergnügen, den andern Geld."

Sie stiegen die Treppe hinunter und fanden unten in der Halle Lisa und Edvard King schon wartend. Lisa war mit apartem Schick gekleidet, keine exzentrische Äußerlichkeit an ihr verriet die Tänzerin. Auch Edvard King hatte Besuchstoilette angelegt, doch machte es den Eindruck, als fühle er sich unbehaglich darin.

Oder hatte dieses offenbare Unbehagen seinen Grund in dem Anblick, der ihm zuteil wurde, als er jetzt Richard Wüllner mit Baron Kay auf sich zutreten sah?

Er mußte alle seine Energie zusammennehmen, um seine Miene unbefangen zu machen. Seine Begleiterin hatte diese Mühe nicht nötig. Reines Vergnügen strahlte aus ihrem Gesicht dem jungen Mann entgegen, der sich ihr als vollendeter Gentleman präsentierte.

Richard war selig und stellte seinen Freund vor: „Herr Baron Kay — Fräulein Lisa dal Oro — Herr Edvard King!"

Lisa reichte Frank die Hand. „Wir sind ja Nachbarn, Baron!"

„Und ich wußte das gar nicht!" sagte Frank galant, als beschuldige er sich einer Nachlässigkeit.

Edvard King löste sich schwerfällig aus seinem Klubsessel los und richtete sich wie zu einem ungeheuren schweren Massiv auf. Er überragte Frank um einen guten Kopf. „Ich freue mich," sagte er rauh. „Herr Wüllner hat uns sehr neugierig auf Sie gemacht."

„Mich nicht minder neugierig auf Sie," versetzte Frank. „Sie sind Engländer?"

„Amerikaner ... Sie sind Russe?"

„Litauer."

„Sie sprechen vortrefflich deutsch!"

„Fast so gut wie Sie, Mister King," antwortete Frank, und das klang stark nach verstecktem Spott.

„So brechen wir doch auf," schlug Lisa vor, indem sie ihr Lächeln halb Frank, halb Richard schenkte. „Das Auto wartet ja!"

„Ja, kommen Sie," drängte auch Richard, „lassen Sie sich von mir entführen!"

Der Portier riß das Portal auf, ein Groom öffnete den Wagenschlag, der Chauffeur kurbelte an.

Richard reichte Lisa beim Einsteigen die Hand. „Liebste Freundin — —" flüsterte er zärtlich, vertraulich.

Frank und Edvard King folgten. Als letzter stieg Richard ein. Sein ganzes Gesicht war eitel Glück.

Der Wagen zog an und rollte davon.

Siebentes Kapitel

„Ich will mich ein wenig vergnügen!"

Kaum daß Frank und Richard Wüllner das Zimmer verlassen hatten, vollzog sich in dem Gesicht Philipps eine große Wandlung. Seine ausdruckslose Miene bekam etwas Gespanntes, Nervöses.

Er öffnete die Tür bis zu einem Spalt und horchte. Er vernahm unten in der Halle die Stimme Franks, Lisas und Mister Kings. Schließlich stellte er fest, daß alle drei das Hotel verlassen hatten. Er hörte es, wie das rollende Auto sie davonführte.

Philipp lächelte befriedigt und dachte: „Bis nach Mitternacht ist das Feld frei, und ich brauche für meine Arbeit kaum zehn Minuten!"

Bei Gott, es war ja überhaupt keine Arbeit, was er da zu leisten hatte, es war die reine Spielerei. Nur schnell mußte gehandelt werden, denn er brauchte ein Alibi. Nichts war leichter, als sich dies zu verschaffen.

Schon heute vormittag hatte er von dem Schlüssel zu dem Zimmer Nummer 4 nebenan mit Wachs einen Abdruck genommen. Jetzt zog er den passenden Nachschlüssel aus der Tasche. Schnell blickte er durch die Tür auf den Gang hinaus, ob jemand komme. Kein Mensch war zu sehen. Da schlich er auf leisen Sohlen zu dem Zimmer nebenan, schloß es geräuschlos auf, zog den Schlüssel wieder ab, trat ein und schloß von innen wieder zu.

Philipp lächelte und stieß einen unhörbaren wollüstigen Pfiff aus. So, da war er ja. Jetzt nur rasch vorwärts. In ein paar Minuten war die Sache getan.

Rasch drang er in Mister Kings Zimmer, in den Raum, in dem in der vorigen Nacht das Gespräch geführt worden war, das er belauscht hatte.

Dort stand höchst harmlos die braune Tasche. Er nahm sie in die Hand und besah das Schloß. Welch ein Kinderspiel wiederum! Er probierte drei Nachschlüssel, der dritte paßte. Die Tasche sprang mit einem leisen Knacken auf.

Philipp brauchte nicht lange zu suchen. Unter einem Wust von Geschäftspapieren und Briefen fand er ein ziemlich umfangreiches Paket, das sorgfältig verschnürt und versiegelt war.

Mit dem Messer schnitt er den Bindfaden durch und löste die Umhüllung. Ein rascher Blick zeigte ihm, daß er die gesuchten Rexaktien in Händen hatte. Daß sie gefälscht waren, erhöhte den Reiz, sie zu stehlen, in diesem Falle um ein Beträchtliches.

Eilig verschnürte Philipp das Paket wieder und barg es unter seinem Rock. Darauf verschloß er die braune Tasche wieder ebenso kunstvoll, wie er sie zuvor geöffnet hatte, und stellte sie auch in der gleichen Weise auf ihren Platz, wie er sie gefunden hatte.

Die Arbeit war getan. Jetzt galt es nur noch, unbemerkt den Rückzug anzutreten.

Philipp schloß die Tür auf und öffnete sie wieder bis zu einem winzigen Spalt. Auch diesmal vernahm er nirgends auf dem Gang weder Geräusch noch Schritte. Er steckte vorsichtig den Kopf durch den Spalt und orientierte sich. Niemand war da. Da trat er entschlossen auf den Gang, schloß das Zimmer geräuschlos hinter sich ab, steckte den Schlüssel zu sich und eilte über den Teppich, der die Schritte dämpfte, in sein Zimmer zurück.

Er war fertig.

Er rieb sich die Hände. Kaum fünf Minuten hatte das Ganze gedauert, und es war auf so exakte Weise vollbracht, daß Frank seinen Spaß daran haben würde. Nur das Alibi war jetzt noch herzustellen. Sicher war auf alle Fälle sicher.

Philipp entschnürte das Paket noch ein zweites Mal, verteilte den Inhalt in die Taschen, nahm Überrock, Hut und Stock, schloß die Wohnung hinter sich ab und stieg in die Halle hinunter, wo er dem Portier den Schlüssel übergab.

„Haben Sie genaue Zeit?" fragte er.

„Es ist genau ein Viertel nach sechs," antwortete der Gefragte.

„Der Herr Baron ist soeben weggefahren, nicht wahr?"

„Ja, vor fünf Minuten. Mit den Herrschaften aus Nummer 3."

„Ich will mich ein wenig vergnügen," sagte Philipp, indem er dem Portier vertraulich zublinzelte, „der Baron kommt vor Mitternacht nicht zurück."

„Dann viel Spaß," lachte der andre.

Achtes Kapitel

„Und wenn ich Sie fange?"

Mitternacht war nun wirklich vorüber, und es muß gesagt werden, daß sich alle Beteiligten auf das glänzendste unterhalten hatten.

Besonders natürlich Samuel Wüllner, der selig darüber war, daß er nicht bloß einen leibhaftigen Baron als Gast in seinem Hause hatte, nein, auch eine weltberühmte Tänzerin mit einem exotischen Namen dazu und zum Überfluß deren

Onkel, einen biederen englischen Geschäftsmann, der willig zuhörte, wenn er, Samuel Wüllner, von jener größten Dummheit seines Lebens erzählte, die darin bestand, daß er sich einmal hatte verleiten lassen, südamerikanische Kupferaktien zu kaufen.

„Kommen Sie," rief er, den der reichlich genossene Wein heute doppelt mitteilsam gemacht hatte, „ich muß Ihnen die Dinger unbedingt zeigen, sonst glauben Sie mir vielleicht gar nicht! Es heißt ja allgemein, ich wäre in Börsensachen ein Fuchs. Aber das ist gar nicht wahr. Ich bin ein Esel! Kommen Sie, überzeugen Sie sich selbst!"

Samuel Wüllner führte Mister King in sein Zimmer und zeigte ihm den berühmten Schrank, in dem die „Scherben eines Vermögens" verwahrt lagen.

„Da — das könnte eine halbe Million sein, lieber Herr King! Und was ist es wirklich? Papier! Wertloses Papier!"

„Ich würde Ihnen trotzdem raten," sagte Edvard King, „die Papiere besser zu verwahren."

„Wozu? Glauben Sie, daß jemand Narr genug ist, bankrotte Rexaktien zu stehlen?"

Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß den einfachen Schrank auf. „Da liegt das Paket, unter andrem wertlosen Plunder."

„Es scheint ein gehöriger Posten zu sein?"

„Und ob! Ich hatte mich stark darin übernommen. Ich war eben ein Esel. Es geschieht mir schon recht."

„Ärgern Sie sich nicht!"

„Tu' ich auch gar nicht," lachte Samuel Wüllner breit. „Ich bin im Gegenteil fast stolz auf meine Dummheit. Jedermann muß auch dann und wann einmal Pech haben. Sonst hat er kein Glück."

„Die Papiere können ja auch noch steigen," ließ sich plötzlich eine Stimme hinter ihnen vernehmen.

Evard King fuhr blitzschnell herum. Er verfärbte sich, als er den Baron erkannte.

„Ach — Sie, Baron?" meinte Samuel Wüllner harmlos. „Steigen? Die Papiere? Unsinn!"

„Es geschehen manchmal Wunder ..."

„In Geschäften nie," verneinte Edvard King sarkastisch, der sich rasch gefaßt hatte.

„Man braucht nur auf neues Kupfer zu stoßen," lächelte der Baron, „und sofort werden Ihre Papiere wieder ehrgeizig und steigen."

„Auf neues Kupfer?" fragte Samuel Wüllner, dem die Stimme nicht mehr recht gehorchen wollte. „Gibt's das?"

„Ausgeschlossen," verneinte Edvard King giftig.

„Jedenfalls," riet Frank, indem er das Paket mit den Wertpapieren in die Hand nahm und nachdenklich und aufmerksam betrachtete, „behalten Sie die Papiere in den Augen. Man kann nie wissen ... Aber Sie entschuldigen mich schon: ich habe Verpflichtungen gegen meine Damen!"

Er verschwand ebenso schnell, wie er aufgetaucht war, und Samuel Wüllner, indem er den Schrank wieder abschloß, neigte sich zu Edvard King und flüsterte vertraulich: „Ein entzückender Mensch!"

„Aber nichts weniger als ein Geschäftsmann," sagte Edvard King etwas frostig.

„Geschäftsmann! Wozu braucht ein russischer Baron Geschäftsmann zu sein! So ein Kavalier erwirbt nicht, er gibt nur aus. Es ist ja genug da."

„Ist er so reich?"

„Sein Vater soll ausgedehnte Ländereien in Sibirien haben ..."

„Hat er das gesagt?"

„Er hat es nicht gesagt, aber er hat es durchblicken lassen."

„Sibirien ist sehr weit," wendete Edvard King zweifelnd ein.

„Aber es ist ein Land, das Zukunft hat," erhitzte sich Samuel Wüllner. „Ein Land, aus dem man noch unendlich viel herausholen kann ... Schließlich, ein Mensch wie der Baron kann jederzeit eine schwer reiche Frau haben. Er braucht nur den Finger auszustrecken."

„Vielleicht geht er darauf aus," meinte Edvard King trocken.

„Glauben Sie?" sagte Samuel Wüllner erfreut.

„Seien Sie vorsichtig," warnte Edvard King. „Jedenfalls macht er Ihrem Fräulein Tochter recht stark den Hof. Den ganzen Abend war er nur um sie."

„Ja," nickte Samuel Wüllner befriedigt, „mit Damen umzugehen, das versteht er. Ich hab' meine Tochter noch

nie so aufgeräumt gesehen wie heute ... Hören Sie die beiden draußen lachen?"

Das erwähnte Lachen flog in abgerissenen Fetzen aus dem Garten durch das offene Fenster in das Zimmer herein. Die beiden beugten sich über die Brüstung, um zu lauschen. Da Samuel Wüllners Zimmer im Parterre lag, konnten sie leicht wahrnehmen, was draußen vorging. Ein Paar wandelte Arm in Arm über den Kies.

Da fuhr Samuel Wüllner diskret zurück. „Wir haben uns getäuscht," flüsterte er. „Das ist Ihre Nichte."

„Und Ihr Sohn," setzte Edvard King unruhig hinzu. „Eigentlich, ich hätte Lisa was zu sagen. Außerdem, es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Mitternacht ist vorüber."

„Ach," sagte Samuel Wüllner kordial, „lassen Sie den jungen Leuten das Vergnügen, Mister King! Suchen wir das unsre! Ich habe draußen noch einen Wein, der — —"

Und indem er dem halb Willigen, halb Widerstrebenden den Arm um die breiten Schultern legte, begann er den neuesten Börsenwitz zu erzählen, mit seiner unsicheren Stimme wie ein alter Ziegenbock meckernd, den schwerer Wein in dionysische Stimmung versetzt hat. —

„So," sagte Dora, indem sie die Tür zu ihrem Boudoir aufstieß, „da Sie durchaus darauf bestehen, so sollen Sie noch einige Minuten mein spezieller Gast sein."

„Es ist ja nicht das erste Mal," erwiderte Frank. „Ich bin in diesen Wänden kein Fremder mehr."

„Leider nein!"

„Ach, die Loggia! Warum halten Sie sie verschlossen?"

„Aus Vorsicht. Man wird durch Schaden klug. Sie werden sie nachts nie mehr offen finden."

Er griff nach ihrer Hand und drückte sie zärtlich, „Dora, sind Sie mir böse?"

„Baron ..."

„Was haben Sie mir denn versprochen, Dora?" sagte er vorwurfsvoll. „Haben Sie es schon wieder vergessen?"

„Ich hätte Ihnen etwas versprochen? Wann? Was?"

„Wann? Vorgestern, als ich nachts wie ein Dieb bei Ihnen einstieg. Was? Daß wir uns fortan nur bei unsren Vornamen nennen würden ..."

„Das hätte ich Ihnen versprochen?"

„Erinnern Sie sich nicht?"

„Absolut nicht."

„Das liegt daran, daß Sie sich heute gegen den Mond wehren, der Sie vorgestern nachts in so weiche Stimmung versetzt hatte."

Er schaltete das elektrische Licht aus.

„Nicht!" wehrte sie sich.

Er lächelte. „Nun? Ist es jetzt nicht viel heller um uns, obgleich es Nacht ist? Sehen Sie, dort guckt der Mond durch den Vorhang! Wollen wir ihn nicht begrüßen?"

Ohne ihre Zustimmung abzuwarten, öffnete er die Tür zur Loggia, nahm zwei Stühle und trug sie hinaus. Mit einer bittenden Geste lud er sie sodann ein, ihm zu folgen.

Sie tat es und nahm an seiner Seite Platz. Sie schwiegen einige Minuten.

„Dora!"

„Ja?"

„Erinnern Sie sich jetzt Ihres Versprechens?"

„Ich w i l l mich nicht erinnern ..."

„Gut, dann gebe ich es Ihnen zurück!"

„Bemühen Sie sich nicht. Ich nehme nie etwas wieder zurück, was ich einmal verschenkt habe, Frank!"

„Sie sind entzückend," dankte er ihr. „Ich wünschte, in Ihnen wäre in diesem Augenblick dieselbe Zufriedenheit, die in mir ist."

„Sind Sie so zufrieden?" fragte sie.

„So zufrieden, daß ich fast wunschlos bin," antwortete er. „Sie ahnen gar nicht, wie bescheiden ich im Grunde bin. Ich bin unruhig, nervös, ich reise, spiele, abenteure, ja, — aber dann kommen zuweilen ein paar Tage, in denen alles leise, still und verhalten in mir ist, wo ich äußerlich nichts erlebe und innerlich doch so viel, und wo ich mir sage: jetzt bist du glücklich!"

„In diesem Zustande sind Sie jetzt?" fragte sie recht befangen.

„Ich fühle, daß ich mich diesem Zustand nähere," versetzte er gedämpft. „Ich sehe die paar Tage kommen, die mein Glück ausmachen werden. Ich werde sie mit Ihnen verleben, Dora — mit Ihnen auf Ihrem Gut!"

„Werden Sie kommen?" fragte sie leise.

Er neigte sich ihr zu. „Wenn ich es tue, dann komme ich nur zu Ihnen! Bin ich Ihnen auch willkommen?"

„Ja," antwortete sie zaghaft.

„Freuen Sie sich, Dora?" raunte er ihr zu: „Freuen Sie sich mit mir? Auf die paar Tage, die unser Glück ausmachen werden?"

„Warum nur ein paar Tage, Frank?"

„Weil jedes echte Glück nur kurz ist und sich nach Tagen zählen läßt. Weil jedes Glück, das man gewaltsam ausdehnt, betrügt ... Wer klug ist, bescheidet sich, Dora. Er bricht rechtzeitig seine Zelte ab, ehe es zu spät ist."

„So wenig Vertrauen haben Sie zur Dauerhaftigkeit des Glücks?"

„Kein Glück dauert!"

„Dann — dann müssen Sie sehr unglücklich sein, wenn Sie das glauben," stammelte sie.

Er hatte ein dunkles Lachen, das sie mehr fühlte, als daß sie es hörte. „Ich bin ein Zigeuner und lasse keine Empfindung Herr über mich werden. Deshalb währt mein Glück immer nur kurz, aber auch mein Unglück ist nie von Dauer. Mich hat noch kein Gefühl einfangen und fesseln können, weder Liebe noch Haß. Ich bin nicht nur täglich wo anders, sondern auch täglich ein andrer ... Haschen Sie mich doch!"

Die letzten Worte waren wie scherzhaft gesprochen, aber Dora war es doch, als verberge sich ein lauernder Ernst dahinter, der nur verstanden sein wollte.

„Wollen Sie sich denn auch haschen lassen?" fragte sie.

„Ich kann mir kein angenehmeres Spiel denken, als von Ihnen gejagt zu werden," gestand er.

„Und wenn ich Sie fange — wirklich fange?"

„Ja, dann — dann haben Sie mich!"

„Und wenn ich Sie nicht mehr frei gebe?"

„Dann ergebe ich mich Ihnen auf Gnade oder Ungnade," versetzte er lachend. „Sie würden Ihren Gefangenen doch gut behandeln?"

„Ich würde ihn vor allem zähmen."

„Mit der Peitsche?"

„Nein, mit Zuckerbrot!"

„Also mit der Liebe?"

„Wie oft haben Sie schon geliebt?" fragte sie halb ernsthaft, halb im Scherz. „Ohne zu lügen?"

„Um die reine Wahrheit zu gestehen: ich weiß es gar nicht!"

„So oft?" rief sie aus.

„Vielleicht nur so selten," gab er zurück. „Oder vielleicht — noch gar nicht ... Und Sie?"

„Ich weiß es genau!"

„Nun?"

„Noch nie!"

„Das glaube ich Ihnen nicht!"

„Es ist die Wahrheit," versicherte sie mit dunkler Stimme. „Aber ich wollte schon lieben — richtig lieben!"

„So lieben Sie doch!"

„Sie?"

„Mich! Wen sonst? ... Tu's doch, Dora! ... Oder — bin ich häßlich?"

„Nein, zu hübsch, — viel zu hübsch, als daß Sie mir Vertrauen einflößen könnten!"

Er nahm sie, obgleich sie sich wehrte, in seine Arme. „Versuch's doch, Dora — versuch es!"

„Erst — erst müßte ich dich — gefangen haben!" sagte sie mit erstickter Stimme.

„Jage mich, hübsche Jägerin," flüsterte er, „jage mich — nur zu!"

Sie entwand sich seinem Arm und wurde ernst. „Frank, nicht hier!"

Er gab sie augenblicklich frei. „Nein, nicht hier. Draußen, im Freien. Auf Ihrem Landgut. In dem Jagdrevier Ihres Vaters."

Er stand auf und setzte mit plötzlich veränderter Stimme hinzu: „Dora, wollen Sie eine Zigarette rauchen?"

„Ja," sagte sie hastig.

Er gab ihr Feuer. „Ich glaube, wir kehren jetzt dem gefährlichen Mond den Rücken. Man soll uns nicht vermissen. Heute noch nicht!"

„Ja, gehen wir," sagte sie schnell. —

Die Luft im Garten war mailich-lau. Eine marmorne Nymphe träumte in sich versunken in die Mondnacht hinein. Hängende Fliederzweige verdeckten halb eine Bank. Flüstern,

Lachen, gedämpfte Ausrufe suchten durch das dichte Laub einen Ausweg ins Freie.

„Erinnern Sie sich noch, Lisa?" fragte Richard. „Ich habe es nie vergessen. Ich habe immer daran gedacht."

„Nicht so empfindsam, mein Freund. Es war ja doch nur ein Flirt."

„Es war mehr, Lisa. Ich spürte schon damals, daß es mehr war. Heute aber weiß ich es genau."

„Sie machten mir eben den Hof, wie viele andre damals in Valparaiso. Ein jedes von uns beiden fand, daß das andre sehr nett sei. Das war alles."

„Falsch! Ich liebte Sie schon damals ... Aber Sie! Wirklich, ist es wahr? Fanden Sie, ich wäre nett?"

„Sie sind ein Kindskopf, Richard. Gewiß sind Sie nett. Das wissen Sie doch selber."

Richard griff nach der Frauenhand, die mit einem abgebrochenen Zweig spielte. „Gott, wie oft hab' ich damals diese schlanke Hand geküßt! Wissen Sie noch, daß sie mich einmal sogar geschlagen hat?"

„Hat es Ihnen weh getan?" schmeichelte Lisa.

Richard schüttelte den Kopf. Er strich die Wange, die den mehr scherzhaften Streich damals empfangen hatte. „Mir ist, als brennte die Stelle heute noch. Es war ein sonderbar süßes Brennen ... Und ich hatte Ihnen doch nur einen Kuß rauben wollen!"

„Das war die Strafe."

„Ich möchte noch recht oft so bestraft werden ..."

Er versuchte, den Arm um sie zu legen und sie an sich zu ziehen — allein sie lachte nur und wehrte ihn leicht ab.

„Diesmal würde ich Sie anders strafen," spottete sie.

„Wie?"

„Sehen Sie das offene Fenster? Dort sitzen Ihr Vater und Mister King beim Wein. Ich würde schreien."

„Wenn auch!"

„Hüten Sie sich! Mister King käme auf der Stelle. Haben Sie seine breiten Schultern und seine knolligen Fäuste nicht gesehen? Er ist ein gefürchteter Boxer. Und eifersüchtig wie — wie ein Ehemann!"

„Als Ihr Onkel?"

Lisa warf sich gegen die Lehne der Bank zurück und ver-

schränkte, wohlig aufseufzend, die vollen Arme hinter dem Nacken. „Auch ein Onkel kann eifersüchtig sein," sagte sie, „eifersüchtig und lästig ..."

Richard griff das auf. „Er mißfällt mir in hohem Maße," gestand er offen. „Ich weiß nicht, warum: aber es ist so! Es ist etwas an ihm — —"

„Wir werden ihn bald los sein," tröstete sie ihn. „Wie ich ihn kenne, macht er sich nichts aus dem Land. Er wird es vorziehen, mit Ihrem Vater hier zu bleiben, den Kurszettel zu lesen, zu rauchen und zu trinken."

„Während wir in Daberkow unter uns sein werden, Lisa — ganz unter uns!"

„Ist Ihr Gut groß?"

„Nicht groß, aber herrlich!"

Er beschrieb es ihr. Er, der sonst nur für Literatur, Sport und Spiel schwärmte, wurde zum Natur-Enthusiasten. Er pries die tiefe Bläue des Sees, den Harzgeruch des Waldes, die duftende Kühle des Parks. Es gab in Daberkow so unendlich viel Möglichkeiten, allein zu sein — das heißt, zu zweien allein zu sein. Und gerade das sei jetzt sein Wunsch!

„Was soll dabei herauskommen?" scherzte sie. „Das große Werk, das Sie schon so lange planen und das doch niemals in Angriff genommen wird?"

„Es fehlte mir bisher dazu die große Inspiration von außen, das entscheidende Erlebnis," verteidigte er sich. „Es steht ganz in Ihrer Hand, daß ich es jetzt habe."

„Wenn ich also versage, dann bringe ich die Literatur um einen der bedeutendsten Romane?"

„Ich fürchte, ja."

„Sie laden da aber eine gewaltige Verantwortung auf meine schwachen Schultern, Richard."

„Ihre Schultern sind weniger schwach als schön," gab er galant zurück, „sie vermögen die Verantwortung schon zu tragen. Zudem liegt es doch völlig in Ihrem Belieben, zu versagen oder nicht zu versagen. Sie brauchen nur zu wollen, und mein Roman ist gesichert!"

„Und das Modell, das seinen Dienst getan hat, kann gehen — nicht wahr?"

„Im Gegenteil, es kann bleiben," flüsterte er erregt. „Es soll bleiben. Für immer."

„Als was?"

„Als meine Frau!"

„Soll das ein Heiratsantrag sein, Richard?"

„Soll Ihre Frage schon ein Korb sein, Lisa?"

Sie kicherte in sich hinein. „Wieviel Heiratsanträge haben Sie in dieser Form schon gestellt?"

„Und wieviel haben Sie schon abgewiesen?"

„Schon so manchen ..."

„Aber der meine ist diesmal ernsthaft!"

„Ich habe auch schon sehr ernsthafte Anträge abgewiesen," reizte sie ihn. „Erst vorgestern den letzten."

„Von wem?" fragte er verblüfft.

„Von einem älteren Herrn, der mir ein großes Vermögen zu Füßen legen wollte — das er eben im Begriffe steht, zu erwerben."

„Entscheiden Sie sich lieber für einen Jüngeren, der das große Vermögen, das er Ihnen zu Füßen legen will, schon hat!"

„Also für Sie?"

„Für mich!"

„Sie sind zu stürmisch, Richard," sagte sie, und es war schwer zu entscheiden, was in dem Ton ihrer Stimme Ironie und was darin Ernst war. „Sie müssen mir Zeit lassen. Eine so wichtige Frage will überlegt sein."

„Bin ich Ihnen zuwider?" bedrängte er sie hitzig.

„Ach! Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich Sie recht nett finde!"

„Aber ich bin Ihnen doch gleichgültig?"

„O nein, im Gegenteil. Es gibt manches, das mich an Ihnen fesseln könnte ..."

„Beweisen Sie es mir!" rief er, alle Vorsicht außer acht lassend, aus.

„Womit?"

„Mit ..."

Er umschlang sie und suchte in der Dunkelheit mit eben soviel Eifer wie Ungeschick jene Stelle, wo er ihre Lippen vermutete. Schon hatte er sie gefunden, da — —

„Lisa!" rief eine harte Stimme durch das offene Fenster.

Richard fuhr zurück, während Lisa sich erhob und ihren Rock glatt strich.

„Ja," rief sie in das Haus zurück, „wir kommen!"

„Dieser Mister King!" murmelte Richard wütend, während er neben Lisa dem Hause zuschritt, „gerade jetzt ..."

„Mister King ist ein aufmerksamer Wächter," spottete Lisa. „Sie werden zu tun haben, wenn Sie mit ihm fertig werden wollen."

„Ich werde mit ihm fertig werden," drohte Richard.

„Aber nicht hier ..."

„Nein," flüsterte er, indem er sich zu ihrem Ohr neigte, „wo anders. Draußen in Daberkow, auf unsrem Gut — wenn wir allein sind, Lisa ..." —

Als sie das Haus betraten, fanden sie Samuel Wüllner den Gästen zum Abschied schon die Hände schüttelnd vor. Seine Wangen glühten von überreichem Weingenuß. Auch Edvard King war rot im Gesicht, während Frank mit Dora kühl lächelnd abseits stand, als hätte er keinen Tropfen getrunken.

„Es bleibt also dabei, Baron?" schloß Samuel Wüllner seine etwas wirre Abschiedsrede. „Sie siedeln morgen mit Ihrem toten und lebenden Inventar, mit Ihren Koffern und Ihrem Privatsekretär, zu uns über? Ebenso Sie, Mister King, mit Ihrer reizenden Nichte?"

„Gern," nickte Frank.

„Für eine Woche," erklärte Edvard King düster.

Samuel Wüllner schob seinen Arm unter den des Verdrossenen. „Wir Alten bleiben in Berlin, um uns auf unsre Art zu vergnügen — die Jungen schieben wir aufs Land ab, damit sie uns nicht lästig fallen!"

„Oder wir nicht ihnen," sagte Edvard King mit einem unbeherrschten Seitenblick auf Lisa.

Der Chauffeur kam und meldete: „Der Wagen ist vorgefahren!"

Frank küßte Dora stumm die Hand.

Richard behielt die Rechte Lisas länger, als nötig war, in der seinen und raunte ihr zu: „Abgemacht?"

Samuel Wüllner gab den Scheidenden das Geleit bis an das Gartentor. Er winkte noch, als der Wagen schon um die nächste Ecke bog. Indem er sich mit dem Taschentuch dann den Schweiß von der Stirn wischte, stellte er fest, daß er in seinem Leben noch nie so glücklich gewesen war, wie an diesem Abend.

Neuntes Kapitel

„Vielleicht kommt Ihnen eine Idee!"

Während der Rückfahrt zum Hotel hatte Edvard King reichlich Gelegenheit, sich zu ärgern. Nicht genug damit, daß der Baron ihn völlig ignorierte, machte sich Lisa ein offenkundiges Vergnügen daraus, diesem unangenehmen Menschen zu zeigen, wie sehr er sie interessiere. Mehr als einmal fühlte er sich versucht, die lebhafte Unterhaltung der beiden mit irgendeinem galligen Kraftwort zu stören, aber jedesmal, wenn er der kalt überlegenen Ironie in den Augen des andern begegnete, hielt er es auf den Lippen zurück und begnügte sich damit, unwirsch den Kopf abzuwenden und wie ein gereizter Bulldogg nur zu knurren.

Es war ein Uhr vorüber, als man vor dem Hotel anlangte. Als wäre Mister King gar nicht vorhanden, half Frank Lisa aus dem Wagen und führte sie unter Scherzen bis in die Halle. Edvard King folgte und schoß mit den Augen Blitze.

„Ist mein Sekretär oben?" wandte sich Frank an den Portier.

Dieser schien verlegen und antwortete: „Noch nicht, Herr Baron."

„Was heißt das?"

„Er ging sogleich weg, nachdem der Herr Baron fortgefahren waren," erklärte der Portier mit halblauter Stimme. „Er sagte, er wolle sich — vergnügen ..."

Lisa, die zugehört hatte, lachte.

Frank schien zornig. „Und er ist noch nicht zurück?"

„Da — da ist er," sagte der Portier und zeigte plötzlich auf Philipp, der sich, den Hut schief auf dem Kopf und etwas wankenden Ganges, die Treppe zur Halle heraufschob.

„Gott, er hat getrunken," rief Lisa aus, die sich offenbar freute, zum Schluß noch einen Spaß zu erleben.

„Fahren Sie uns hinauf," wandte sich Edvard King schroff an den wartenden Liftjungen.

Philipp schien erst jetzt die versammelte Gesellschaft wahrzunehmen. Es gab ihm einen ordentlichen Ruck. Er versuchte, sich zu straffen, zog seinen schief sitzenden Hut und

verbeugte sich recht lächerlich nach allen Seiten. So bot er ein Bild komischer Hilflosigkeit.

Frank runzelte die Stirn, sah ihn eine Weile stumm an und wandte sich dann ab. Er schloß sich Mister King und Lisa an, die schon im Lift warteten. Schweigend fuhr man in den ersten Stock hinauf.

Ober verabschiedete sich Frank von Lisa.

„Seien Sie nicht zu streng, Baron," bettelte sie, „er hat seinen Spaß gehabt wie wir."

Gegen Mister King neigte Frank leicht den Kopf, dann trennten sich beide Parteien, während ein Stubenmädchen von einer Tür zur andern eilte, um aufzuschließen.

Nach einer Weile trat Philipp bei Frank ein. Sein Gesicht strahlte. Er stand plötzlich kerzengerade.

„Nun?" fragte er nur.

„Es war famos," erklärte Frank, sich die Hände reibend. „Und du? Hast du das deine erledigt?"

„Ich erledige das meine immer," antwortete Philipp nicht ohne Stolz.

„Wie ist's gegangen?"

„Glatt."

„Du bist ein Teufelskerl," lobte ihn Frank.

„Nicht der Rede wert. Es war ein Kinderspiel. In fünf Minuten war das Ganze getan."

„Unauffällig?"

„Kein Floh hat es gemerkt."

„Wo sind die Papiere?"

„Auf dem Postamt," gab Philipp halblaut zurück. „Ich hole sie erst, wenn ich sie brauche."

„Das war die Einleitung," sagte Frank, „und weil sie so gut gelungen ist, muß sie auch begossen werden."

„Dafür habe ich schon gesorgt, Baron," meinte Philipp leicht spöttisch.

Er ging in sein Zimmer und holte zwei Flaschen edlen alten Burgunders, die er entkorkte, während Frank die bereitgestellten Gläser vollgoß.

Philipp hob als erster das Glas. „Stoßen wir auf den Reinfall des edlen Mister King an!"

Sie taten es und tranken ein jeder sein Glas leer.

Frank schenkte von neuem ein. „Und das zweite Glas

bringen wir der Dora Wüllner, auf daß sie Glück habe. Sie hat es sich nämlich in den Kopf gesetzt, mich zu fangen."

„Was?"

„Nur für die Ehe," ergänzte Frank.

Da lachte Philipp, stieß beruhigt an und sagte: „Na dann prost!"

„Du lachst?" fragte Frank, nachdem er sein Glas zum zweiten Male geleert hatte.

„Wieviele haben dich schon für die Ehe fangen wollen?" versetzte Philipp. „Ich glaube, eher fängt dich ein Staatsanwalt als ein Mädchen."

„Diesmal ist's nicht ganz ungefährlich," warf Frank leicht hin, indem er seinem Etui eine Zigarette entnahm.

Philipp gab ihm Feuer. „So? Ist das Mädel so hübsch?"

„Hübsch waren andre auch. Aber sie ist auch sehr reich. Unter einer Million tut's der Alte bestimmt nicht."

„Reich waren andre auch. Reich und hübsch. Und sie haben dich doch nicht gefangen."

„Es könnte mich ja einmal die Lust anwandeln, mich fangen zu lassen."

„Jetzt schon?"

„Es wird auf die Dauer langweilig, ewig durch die Welt zu abenteuern. Eine reiche Ehe ist mal was andres, was Solides. Man könnte es schon versuchen."

„Und was geschieht mit mir?"

„Du bleibst mein Privatsekretär," scherzte Frank, „natürlich mit sehr hohem Gehalt."

„Ich danke," lehnte Philipp kühl ab. „Da ziehe ich es schon vor, die Schulden meiner Vorfahren zu bezahlen und als ehrlicher Baron Kay auf meinem Gut in Livland zu leben."

„Sind die Schulden groß?"

„Die Hälfte von dem, was wir diesmal erraffen, reicht mehr als hin, alles glatt zu machen. Du wirst dich dann eben entschließen müssen, Frank, mir meinen Titel zurückzugeben — so sauer dir das auch werden mag!"

„Worauf ich dich dann als schlichter Bürgerlicher mit meiner jungen Frau auf dem Schlosse deiner Väter besuchen darf?"

Philipp nickte. „Das Schloß ist zwar nur ein alter Kasten, aber es läßt sich mit Geld ganz wohnlich einrichten. Du wirst dich sicherlich wohl darin fühlen ... Nur, wird dich die schöne

Dora auch noch zum Mann nehmen, wenn sie erfährt, daß du gar kein Baron bist?"

„Das zu erreichen, macht mir eben Spaß," sagte Frank.

„Wie ich dich kenne, bringst du es bestimmt fertig," bewunderte ihn Philipp.

„Bloß der Alte dürfte dann Schwierigkeiten machen," erwog Frank. „Aber schließlich: ich werde ja fast eine gute Partie sein ..."

„Wenn die Rexpapiere steigen, ja."

„Die werden steigen, darauf kannst du Strychnin nehmen. Nur müssen wir sie erst haben."

„Wir haben sie ja schon," sagte Philipp trocken.

„Aber erst die falschen!"

Philipp trank zuversichtlich das dritte Glas aus. „Sie werden bald gegen die echten ausgetauscht sein, darauf kannst du Blausäure nehmen! Das ist wiederum eine Sache von nur fünf Minuten!"

Frank bog sich. „Das Gesicht, das Mister King machen wird, wenn er dann schließlich merkt, daß er die falschen gestohlen hat!"

„Während wir die echten zum höchsten Kurse verkaufen," sekundierte ihm Philipp.

„Prost!"

„Prost!"

Die Gläser klangen hell gegen einander, und der edle Wein verschwand hinter den Binden der beiden Lebenskünstler, die sich in die tiefen Klubsessel zurücklehnten und befriedigt die Augen schlossen, den angenehmen Dingen nachsinnend, die ihnen die nahe Zukunft bringen mußte.

Da stutzte Philipp plötzlich. Er riß die Augen auf und beugte lauschend den Oberkörper vor. Jeder Nerv in ihm war angespannt.

„Was hast du denn?" fragte Frank.

„Pst!" wehrte ihm Philipp.

Man hörte eilige Schritte draußen, eine Tür ging, Stimmen wurden laut.

„Das ist ja bei Mister King drüben," murmelte Frank.

„Er hat schon bemerkt, daß die Papiere verschwunden sind," flüsterte Philipp. „Ruhig!"

Während sie beide mit angehaltenem Atem lauschten, lag doch das hellste Vergnügen auf ihren Gesichtern. Es

war, als erwarteten zwei, die eine Zündschnur angesteckt hatten, nun das Aufflammen des Feuerwerks.

Da knallte es auch schon. Eine Tür wurde krachend zugeschlagen. Eine Männerstimme brüllte. Eine zweite suchte beschwichtigend gegen sie anzukämpfen. Eine Frauenstimme mischte sich schließlich hinein.

„Er hat den Direktor heraufgeklingelt," sagte Frank. „Er fordert Aufklärung."

„Der Direktor wird sie ihm schwerlich geben können," kicherte Philipp.

„Er schreit nach der Polizei . ."

„Wenn er nicht ganz dumm ist, dann wird er sich das noch überlegen . . ."

„Das wird ein Skandal! Das Personal läuft schon zusammen . . ."

„O Gott! Hotelgäste versammeln sich auf dem Gang . . ."

„Ob ich rausschaue?" erwog Frank.

„Tu's, aber sei vorsichtig," riet ihm Philipp.

Frank zögerte noch. Der Lärm draußen hatte sich inzwischen verstärkt und artete beinahe in einen Tumult aus. Es war zu hören, daß sich auch Unbeteiligte schon in die Angelegenheit mischten, während der Hoteldirektor nach wie vor bestrebt schien, die Wogen der Erregung, die immer höher stiegen, zu glätten. Man verhandelte jetzt zum Teil schon auf dem Gang.

Philipp hatte leise die Tür aufgeklinkt und horchte durch den engen Spalt hinaus. Desgleichen Frank, der, gleichsam um sich auf das zu erwartende Vergnügen vorzubereiten, schnell noch ein Glas Wein getrunken hatte. Jetzt stand er, eine Zigarette rauchend, kaltblütig neben Philipp und horchte.

„Wann soll es geschehen sein, mein Herr?" fragte der Direktor mit vor Erregung heiserer Stimme. „Ganz genau, wenn ich bitten darf: wann?"

„Ganz genau: heute abend!" schrie Edvard King. „Um sechs Uhr waren die Papiere noch da, ich hab mich selbst überzeugt. Gleich darauf bin ich fortgefahren, im Auto, mit Baron Kay von nebenan. Vor einer halben Stunde bin ich zurückgekommen — und die Papiere sind weg! Gestohlen! Aus dieser Tasche heraus!"

„Ist das Schloß der Tasche erbrochen worden?"

„Nein," pfiff Edvard King gleichsam vor Wut. „Man hat sie auf- und wieder zugeschlossen!"

„Mit Ihrem eigenen Schlüssel?"

„Nein! Den Schlüssel trage ich immer bei mir! Da! Da ist er!"

„Das — das ist mir unverständlich," murmelte der Direktor, und man merkte das Mißtrauen, das in seiner Stimme lag, recht deutlich. Es ist wohl das beste, wenn wir morgen die Polizei verständigen. Ich selbst kann nichts tun. Ich möchte den Herrn bitten, sich einstweilen zu beruhigen."

„Sie haften mir dafür!" brüllte Edvard King. „Es waren Wertpapiere, Aktien im Werte von über einer halben Million."

„Ich bedaure," lehnte der Direktor das ab. „Wir haften nur für Wertobjekte, die uns ausdrücklich zur Aufbewahrung übergeben werden."

„Das wollen wir sehen ..."

„Überhaupt," schloß der Direktor, und diesmal klang offenbar Hohn aus seinen Worten heraus, „verwahrt kein Mensch so kostbare Dinge in einer leichten Handtasche. Das ist sonderbar. Höchst sonderbar."

Damit entfernte er sich unter allgemeinem Gemurmel.

Frank trat nun auf den Gang hinaus. Die ruhige Art, auf die er es tat, imponierte allen, und man machte ihm Platz.

An der halb offenen Tür des Zimmers Nummer 4 stieß er auf Mister King, den die Wut fast unkenntlich gemacht hatte. Die Adern an seiner Stirn waren geschwollen, sein Gesicht schillerte ins Grünliche.

Lisa stürzte auf Frank zu und erfaßte seine Hand. „Um Gottes willen, Baron — wissen Sie eine Erklärung für die Sache?"

„Was ist geschehen?" fragte Frank voll Ruhe.

„Man hat uns bestohlen," flüsterte Lisa ihm zu. „Denken Sie!"

„Sie?"

Lisa zeigte mit einer Geste, in der ein gewisser Abscheu lag, auf ihren Onkel. „Nein, Mister King ..."

Dieser ballte die Fäuste und ließ seine Wut noch einen letzten Sprung tun. „Man hat meine Handtasche geöffnet und Riesenwerte daraus entwendet," brüllte er.

„Sprechen Sie leise, Mister King, ich bin nicht taub,"

ermahnte ihn Frank. „Was waren es denn für Werte? Bargeld?"

„Aktien," knirschte Edvard King.

„Doch nicht — Kupferaktien?"

„Jawohl," entfuhr es Edvard King.

„Dann wohl leider keine Rexaktien," bemerkte Frank ironisch, indem er seine Stimme vertraulich dämpfte, „denn diese sind ja keinen Penny wert?"

Edvard King fuhr zusammen und glotzte ihn an. Er war aschfahl im Gesicht. „Nein," sagte er auf sonderbar abgehackte Weise, „natürlich keine Rexpapiere ..., was gehen mich Rexpapiere an?"

„Ich meinte nur so," lächelte Frank spöttisch, „weil wir heute abend zufällig von diesen Papieren sprachen ... Im übrigen empfehle ich Ihnen, jeden Lärm zu vermeiden, Aufregung führt in solchen Fällen zu gar nichts. Engagieren Sie sich in aller Stille einen piven Detektiv, der wird Ihnen am ehesten helfen."

Er drehte sich um, musterte mit einem flüchtigen Blick die Umstehenden und gähnte.

„Ah, ich hab' Schlaf. Gehen Sie auch zu Bett, Mister King, und überschlafen Sie sich die Sache. Morgen werden Sie sicherlich ruhiger über die Geschichte denken. Vielleicht kommt Ihnen eine Idee."

Er nickte Lisa zu, lächelte Mister King bedeutsam an und ging langsam in sein Zimmer zurück, dessen Tür er hinter sich abschloß.

Er goß sich und Philipp ein letztes Glas ein, und beide stießen miteinander an.

„Dieser Engländer ist das größte Schaf, das mir je begegnet ist," konstatierte Philipp.

Frank nickte. „Ja, er könnte einem fast leid tun, wenn er nicht ein noch viel größerer Gauner wäre!"

Zehntes Kapitel

„Du fällst todsicher hinein!"

Es war in der dritten Stunde, als sich Lisa in dieser bewegten Nacht von Mister King mit den Worten verabschiedete, deren lapidare Kürze auf den Betroffenen

ihren Eindruck nicht verfehlte: „Edvard, du bist ein großer Esel!"

„Soll ich vielleicht schweigen," wehrte sich Edvard King nur schwach, „wenn man mich auf so — so niederträchtige Weise bestiehlt?"

„Was hat man dir denn gestohlen?" höhnte Lisa.

„Meine Papiere!"

„Ja, aber die sind doch gefälscht — also vollkommen wertlos."

„Für mich nicht, denn ich brauche sie!"

„So? Und da meinst du, daß du sie wieder bekommst, wenn du nur recht brüllst und dich unter feinen Leuten pöbelhaft benimmst? ... Edvard, du bist ein Esel. Es tut mir leid, daß ich mich mit dir eingelassen habe."

„Laß dich doch mit diesem windigen Baron ein," versuchte Edvard King ein letztes Mal zu beißen. „Der imponiert dir, scheint's, mehr als ich."

„Das tut er auch. Er ist klug, geschmeidig und kühl. Du bist rabiat und dumm wie ein Stier. Ich hasse dumme Menschen."

„Vielleicht ist e r der Dieb," knurrte Edvard King.

„Ausgeschlossen. Er war ja gar nicht da."

„Oder sein Diener ..."

„Merkst du das nicht, daß der viel zu harmlos und ängstlich zu so was wäre? Außerdem war er gleichfalls nicht da. Nein, du mußt den Diebstahl schon auf das Konto deiner eigenen Dummheit setzen. Solch wertvolle Sachen verwahrt man nicht in Handtaschen. Sei froh, daß man dir nicht echte Papiere gestohlen hat! Wert wärst du es schon!"

„Was tu' ich jetzt?" sagte Edvard King ratlos und gebrochen.

„Das beste ist, du schweigst," riet ihm Lisa. „Entschuldige dich morgen und sage, alles wäre bloß ein Irrtum gewesen und die Papiere hätten sich wieder gefunden ... Oder willst du vielleicht die Polizei bemühen, daß sie am Ende dahinter kommt, daß du zu irgendwelchen Zwecken gefälschte Aktien mit dir herumschleppst?"

Edvard King ließ geknickt den Kopf hängen.

„Ich rate dir, laß diese Sache überhaupt fallen," fuhr Lisa fort. „Du reüssierst damit nicht, du fällst todsicher

hinein. Ich jedenfalls helfe dir nicht. Ich kündige dir meine Freundschaft."

„Du brauchst mich wohl nicht mehr?" fragte Edvard King, schmerzlich getroffen.

„Nein."

„Und so kann ich gehen ..."

„Der Form halber mußt du schon noch ein paar Tage bleiben, denn wir sind eingeladen, und ich habe nichts weniger als die Absicht, jetzt plötzlich abzusagen. Du wirst dann leicht einen Vorwand finden, abzureisen. Du kannst ja Geschäfte vorschieben und sagen, daß wir uns später in London treffen wollen."

„Während du hier in Berlin bleibst und deine eigene Suppe kochst," knirschte Edvard King.

„Ja," sagte Lisa scharf.

„Hast du Aussichten?" fragte Edvard King mit einem stechenden Blick.

„Vielleicht."

„Bei dem jungen Wüllner?"

„Bei wem sonst?"

„Ich würde dich dem Burschen ganz gern gönnen, wenn ich nur dir den Burschen gönnen könnte," zischte Edvard King. „Weißt du, es ist schmählich von dir, mich so im Stich zu lassen!"

„Sei nicht rachsüchtig, sei vernünftig, Edvard," redete ihm Lisa zu. „Soviel du mir schaden kannst, soviel kann ich dir natürlich auch schaden. Wir wissen beide viel zu viel voneinander, als daß wir uns den Luxus gestatten könnten, Feinde zu sein. Wir müssen notgedrungen Verbündete bleiben. Dein Plan mit den Kupferaktien war ganz nett, du hast ihn dir aber selbst durch deine eigene Unvorsichtigkeit zunichte gemacht. Laß ihn fallen und laß mich dafür den meinen durchführen. Du sollst natürlich auch deinen Vorteil davon haben."

„Mein Plan hätte uns eine sichere halbe Million gebracht!"

„Der meine bringt mir eine noch sicherere ganze Million!"

„Und mir?"

„Darüber können wir uns noch verständigen, Edvard."

Edvard King blickte sie haßerfüllt an. „Ich will mir die Sache überlegen."

„Aber nicht zu lange," sagte Lisa kurz. „Bis morgen früh mußt du dich entschieden haben. Außerdem hast du gar keine Wahl, denn ich brauche dich gar nicht. Der junge Wüllner ist so verschossen in mich, daß er auch nicht von mir abließe, selbst wenn du schwätzen solltest!"

„Das ist noch sehr die Frage," grinste Edvard King.

Lisa lächelte kalt. „Du wirst dich ja schwer hüten, zu schwätzen ..."

„Wieso?"

„Weil du nichts gegen mich vorbringen kannst, was mich mit dem Gesetz in Konflikt bringen könnte. Du kannst mir im schlimmsten Fall nur bei dem jungen Wüllner schaden. Ich dagegen brauche nur ein Wort zu sagen — und du fliegst ins Gefängnis!"

Er wich unwillkürlich zwei Schritte zurück. Er zitterte vor Wut. Schon hob er die beiden mächtigen Fäuste, die plumpen Hämmern glichen, gegen sie, als er dem entschlossenen Blick begegnete, mit dem sie ihn maß.

Mit einem einzigen Satz war sie an der Tür. „Nur noch eine Bewegung," drohte sie, „und ich läute das ganze Hotel zusammen!"

„Canaille!" fauchte er.

„Nun?"

Er ließ die Arme sinken, lächelte matt und verbeugte sich. „Sei unbesorgt. Mit Gewalt regele ich unsre Sache nicht, das sehe ich vollkommen ein. Wenn es mir auch ein Vergnügen wäre, dich zu erwürgen, so muß ich mir die Freude vorläufig doch noch versagen ... Verständigen wir uns also. Ich bin bereit."

„Ohne Hintergedanken?" fragte sie.

Er nickte gähnend. Er schien abgespannt, müde und zermürbt. „Natürlich, ganz ohne Hintergedanken. Ich habe Berlin ohnehin satt. Ich hatte nur Pech hier. Ich will fort."

„Du gibst deinen Plan auf?"

„Der Teufel soll ihn holen! Ja!"

„Und du wirst mich nicht hindern —?"

„Der Teufel soll auch dich holen! Nein!"

Sie trat auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Edvard, du sollst es nicht bereuen!"

Er schlug ein. „Ich hoffe, nein,“ sagte er mit verstecktem Hohn.

„Ich glaube dir nicht,“ wendete sie ein, plötzlich mißtrauisch geworden.

„Du hast mich ja in deiner Gewalt,“ spottete er. „Du brauchst mich ja nur bei der Polizei zu denunzieren.“

„Ich bin keine Denunziantin, das weißt du recht gut,“ wies sie ihn zurecht. „Ich kreuze deine Wege nicht. Aber du sollst auch die meinen nicht kreuzen.“

„Ich denke nicht daran,“ sagte er geschmeidig. „Ich gehe meiner Wege. Gehe du die deinen.“

„Abgemacht?“

„Abgemacht,“ stimmte er zu.

„Das übrige besprechen wir morgen,“ verabschiedete sie sich. „Ich bin müde.“

Sie ging in ihr Zimmer und schloß es hinter sich ab. Er sah ihr nach. Er starrte noch lange auf die Tür, hinter der sie verschwunden war. Etwas Häßliches erschien auf seinem Gesicht: ein Gemisch von Rachsucht, Schadenfreude und Ohnmacht. Er ballte die Fäuste.

„Kröte, du,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „ich will es dir schon zeigen ...“

Er ging in sein Zimmer und entkleidete sich langsam. Er nahm die Tasche in die Hand, die die gestohlenen Falsifikate enthalten hatte, und prüfte das Schloß. Es war völlig unversehrt, der Schlüssel schloß nach wie vor.

Es war ja kein Kunststück, solch ein Ding zu öffnen, aber immerhin: wer war auf den Gedanken gekommen, gerade in dieser harmlosen Tasche etwas Wertvolles zu suchen?

Nun, es hatte keinen Zweck mehr, darüber nachzudenken, viel wichtiger waren ja die echten Papiere, in deren Besitz er sich setzen mußte — jetzt erst recht, mochte es kosten, was es wollte!

Zeit war nicht mehr viel zu verlieren, es mußte gehandelt werden, recht bald. Hatte er seine Beute erst, dann war er schnell drüben in England. Und die Lisa, diese Gans, mochte dann wirklich der Teufel holen ...

Edvard King löschte das Licht aus und stieg ins Bett. Er hatte endlich seine Ruhe zurückgewonnen. Nach wenigen Minuten schlief er fest und schnarchte. Angenehme Träume

entschädigten ihn für das viele Bittere, das er in den letzten Stunden hatte erdulden müssen.

Elftes Kapitel

„Mir kann et recht sind!"

Das Besitztum, das im Hause Samuel Wüllners mit einem leichten Nasenrümpfen „unser Landgut" genannt wurde, hatte eigentlich reichlich Ursache, sich eines Eigentümers zu schämen, der kaum Notiz von ihm nahm.

Seine Reize waren freilich nicht aufdringlicher Art, sie mußten von dem, der ihrer teilhaftig werden wollte, gesucht werden. Und dazu hatte weder der alte noch der junge Wüllner Zeit.

Samuel Wüllner zog es vor, sich in der glanzvollen Einöde seiner Berliner Tiergartenvilla dem eingehenden Studium seines reichhaltigen Weinkellers hinzugeben, während sein Sohn in verschiedentlichen mehr oder minder aristokratischen Spielklubs den Beweis liefern zu müssen glaubte, daß es bei ihm auf einige braune Lappen mehr oder weniger wirklich nicht ankam.

Gewiß, wenn er erst das große entscheidende Erlebnis hinter sich hatte, das dazu bestimmt war, ihm die innere Inspiration zu seinem genialen und epochemachenden Werk zu vermitteln, dann würde Richard nicht zögern, die Einsamkeit des stillen Landgutes aufzusuchen, um hier das große dichterische Ei zu legen, auf das er durch ein vorzeitiges Gackern schon jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Mitwelt hinlenkte. Aber bis dahin konnten, wie Dora spöttisch sagte, noch Jahre, vielleicht Jahrzehnte vergehen.

Und somit wäre das Landgut in Daberkow so gut wie gänzlich verwaist gewesen, wenn sich nicht Dora selbst dann und wann im Frühjahr und im Sommer seiner angenommen und dort gewohnt hätte. Sie war unter den Wüllners die einzige, die von den versteckten Reizen, die es besaß, einige entdeckt und liebgewonnen hatte.

Samuel Wüllner, der eine unüberwindliche Abneigung gegen Autos hatte und der grundsätzlich nur mit der Elektrischen oder mit der Eisenbahn fuhr, pflegte zu sagen: „Viel

lieber fahre ich nach Karlsbad oder nach Marienbad als nach Daberkow in der Mark. Eine Reise ins Bad ist die einfachste Sache von der Welt. Man steigt auf dem Anhalter Bahnhof ins Eisenbahncoupé und steigt in Karlsbad wieder aus. Nach Daberkow aber muß man zweimal umsteigen, und dann ist man immer noch nicht dort. Nee!"

Das war ein Argument, dessen sachliche Richtigkeit sich nicht bestreiten ließ.

Man konnte nämlich, wenn man nach Daberkow in der Mark wollte, nur eine recht kurze Strecke die Linie einer Hauptbahn benützen. Solch eine Hauptbahn ist sehr stolz, sie verkehrt nur zwischen Städten, die ihr durch eine große Einwohnerzahl gehörig imponieren. Von Leuten, die nach entlegenen Nestern wollen, mag sie nichts wissen, sie wirft sie hochmütig einfach ab.

Allein auch gewisse Nebenstrecken haben ihren Dünkel. Wenn sie auch notgedrungen an Ortschaften halt machen müssen, die nicht mehr als höchstens fünftausend Einwohner haben, so überlassen sie die Sorge für Dörfer, die sich schamhaft in verlorenen Winkeln des Erdballs verstecken, doch lieber den Sekundärbahnen.

In eine solche mußte man denn auch einsteigen, wenn man den absonderlichen Wunsch, Daberkow in der Mark zu erreichen, ernstlich in die Tat umsetzen wollte. Nein, und auch dann gelangte man noch nicht hin. Man stand, während einen die Bimmelbahn unter Hohngelächter verließ, auf einsamem Feld und konnte sich an einem von Wind und Wetter zerfressenen Wegweiser orientieren, daß es nach dem Dorf Daberkow zu Fuß noch vier Kilometer oder eine Stunde sei. Woraus erhellt, daß man schon ein rechter Naturfreund sein mußte, um auch diese Stunde Fußwanderung noch in Kauf zu nehmen.

Das konnte man einen Vorteil oder auch einen Nachteil nennen, je nachdem.

Für Richard, der es als eine Zumutung erklärt hätte, zu Fuß zu gehen, wo er doch viel besser seinen Kraftwagen benützen konnte, war diese holprige Landstraße mit ihren vielen Schottersteinen ein Grund zum Fluchen, während sie für einen andern, der im Gehen einen Genuß suchte und auch fand, ein Grund zum Sich-Freuen war.

Sie war eine einzige Allee von dicht belaubten Lindenbäumen, unter denen man auch bei heißestem Himmel wie unter einem kühlen Dach schritt. Rechts und links Felder, grüne Wiesen, wogende Kornäcker, im Hintergrund Kiefernwald und das blaue Gewässer eines Sees.

War man eine halbe Stunde tüchtig ausgeschritten, dann grüßte einen, zwischen den dunkeln Kronen alter Buchen hervor, das rote Ziegeldach eines großen Hauses, das man bei einigem guten Willen schon ein Schloß heißen durfte.

Kam man ihm erst näher, dann merkte man, daß es mitten in einem Park stand, der von einer hohen steinernen Mauer umgeben war. Und man konnte, falls man einige Veranlagung zu romantischen Empfindungen in sich hatte, wohl den Wunsch verspüren, in diesem Schlosse, das wie aus einem Märchen hierher gesetzt schien, zu wohnen — des lauten Treibens der Welt, die irgendwo fern war, nicht achtend und nur den eigenen Träumereien hingegeben.

Dies Schloß hatte ehemals einem Adelsgeschlecht gehört, dessen frühere Generationen ihr Leben damit zugebracht hatten, zu plündern und zu rauben, während sich die späteren, leider gesitteteren Generationen damit begnügt hatten, zu träumen.

Da nichts leichter ist, als träumenden Menschen das Fell über die Ohren zu ziehen, so war der Besitz dieser Lebensuntüchtigen nach und nach immer mehr zusammengeschrumpft, bis die letzte Nachkommin, ein altes verhutzeltes Fräulein namens Elisabeth von der Fichte, sich schließlich mit den kärglichen Resten des ehemals großen Vermögens in ein adeliges Stift gerettet hatte.

Das Schloß selbst aber war unter den Hammer gekommen, hatte des öfteren den Eigentümer gewechselt, von denen keiner etwas Rechtes damit anzufangen wußte, um schließlich für billiges Geld Samuel Wüllner in den Schoß zu fallen, der es nur kaufte, weil er es für vornehm hielt, einen Landsitz zu haben.

Bewohnen, wie gesagt, tat er es fast nie. In der Person des alten Gärtners Brachtl setzte er einen Verwalter hinein, der die Aufgabe hatte, es nicht völlig verfallen zu lassen. Dieser Aufgabe suchte der alte Sonderling, der mit seinem Hunde in dem kleinen Hinterhaus wohnte, nach besten Kräften gerecht zu werden.

Man glaube nicht, daß sich Samuel Wüllner die Instandhaltung seines Besitzes nichts kosten ließ. Er hatte es ja dazu. Der alte Brachtl bekam jährlich für seine Zwecke eine hübsche runde Summe, die er nach eigenem Gutdünken verwendete.

Auch hatte Samuel Wüllner auf Wunsch seiner Tochter ein halbes Dutzend Zimmer modern möblieren und mit allem möglichen Komfort der Neuzeit ausstatten lassen, damit, wenn sich einmal die Gelegenheit ergäbe, mit dem altadeligen Besitz zu prunken, dies mit Ehren möglich wäre. Einige Gäste konnten also bequem und behaglich darin wohnen, sofern sie einmal die verrückte Lust anwandelte, die Großstadt mit der ländlichen Einsamkeit zu vertauschen. Vorgekommen war dieser Fall noch nie.

Nur Dora hatte alljährlich einige phantastische Tage, wo sie erklärte, daß sie, um „auszuspannen und zu sich selbst zu kommen," unbedingt nach Daberkow müsse.

Ihr Zimmer war ja auch auf das raffinierteste eingerichtet. Trotzdem benützte sie es, wenn sie da war, nur nachts, während sie den Tag im Park zubrachte, in einer Hängematte liegend und in den Himmel hinauf starrend, an dem die weißen Wölkchen wie fromme Lämmlein brav dahinzogen. Aber lange hielt sie es auch nicht aus. Der alte Brachtl und Therese, dessen Wirtschafterin, die kochte, waren als einzige Gesellschafter auf die Dauer doch zu eintönig ...

Der Park war eigentlich mehr eine Wildnis als ein Garten. Wies er unmittelbar hinter dem Schloß noch eine gewisse Gepflegtheit auf, kurz geschorene Wiesenflächen, zwischen denen saubere Kieswege leuchtend kreuzten, Beete mit Blumen und bunten gläsernen Kugeln, so verlor er weiter nach rückwärts immer mehr diesen Charakter, da es für einen Menschen, und wenn er auch den Fleiß des alten Brachtl besaß, einfach ein Ding der Unmöglichkeit war, das Wachstum einer solchen großen Fläche zu bändigen. Das Gras schoß hier im Sommer meterhoch in die Halme, die Sträucher, jahrelang nicht beschnitten, bildeten eine undurchdringliche Wirrnis, und die Wege, die sich an den breiten Stämmen der uralten Eichen vorbei stahlen, waren bloß noch angedeutet.

Hier gab es für Menschen, die wißbegierig waren, die Möglichkeit, Entdeckungen zu machen. Es gab Schlupfwinkel in dem Park, in denen man sicher war, nicht entdeckt zu werden, mochte man auch noch so lange gesucht werden.

Es konnte geschehen, daß man, nachdem man sich mühsam durch irgendein Gestrüpp hindurchgearbeitet hatte, plötzlich vor der halb verfallenen Statue einer antiken Göttin stand oder vor einer Bank, auf deren morschem Holz schon Moos wucherte, und man konnte in der tiefen Stille, die einen umgab, nichts besseres tun, als sich in das Gras werfen und dem Vergangenen nachsinnen, das hier vor langer Zeit einmal Leben und junge Gegenwart gewesen war.

Ein Hauch von zärtlicher Verträumtheit haftete hier allem an, was man sah. Blasse Bilder standen auf, Bilder einer vergangenen Liebe, die vorzeiten hier unter diesen Bäumen lebendig gewesen war, schöne junge Damen von Adel lustwandelten am Arm von Kavalieren über die Wege und kosten mit galanten Gesten, oder ein Paar saß, sich umschlungen haltend, hinter einer Hecke und küßte sich, während auf dem dunkeln Teich dort drüben zwei weiße Schwäne kreuzten, feierlich, ernst und durchaus verschwiegen.

Und ringsum war Stille und Sommer und Üppigkeit. Ein von aller Welt losgelöstes Paradies schien hier Wirklichkeit geworden zu sein, umgürtet von einer unsichtbaren Mauer, die auch nicht die dünnsten Ritze hatte, durch die Not und Sorge, Alter und Häßlichkeit hätten durchschlüpfen können: Vollkommenheit, Jugend, Schönheit und Zufriedenheit überall ...

Es war der erste Juni, und der alte Brachtl stand mitten auf einem Rasenplatz hinter dem Schloß, eine Gießkanne in der Hand und die unvermeidliche Pfeife im Mund.

Therese, seine Wirtschafterin, nahm trockene Wäsche von der Leine. Es war Tisch- und Bettwäsche, die man in aller Eile hatte aus den Kästen holen müssen, weil ein dringendes Telegramm aus Berlin eingetroffen war.

„Nu, Rese, wat sagen Se?" meinte der alte Brachtl voller Ruhe. „Det junge Fräulein kommt und bringt einen Herrn mit, und der junge Herr kommt und bringt een Fräulein mit ... Uff eenmal, und jleich so ville, wo sonst keene Katze jekommen is!"

„Mir kann et recht sind," antwortete Therese, und sie war viel aufgeregter, als sie sich den Anschein gab. „Ick koche, brate, wasche und plätte, wie et verlangt wird. Ick stelle schon noch meinen Mann."

„Wenn Se ooch bloß een Frauenzimmer sind," lachte der philosophische Gärtner, „und noch een recht altes dazu!"

Zwölftes Kapitel

„Kein Wort glaube ich Ihnen!"

Es war gegen vier Uhr nachmittags. Die trockene Erde barst fast vor Hitze, mit der sie die Sonne während des ganzen Tages gespeist hatte, die steinernen Stufen der Freitreppe vor dem Schloß glichen glühenden Platten. Kein Blättchen bewegte sich, so windstill war es. Äcker, Wiesen und Bäume dürsteten nach Wasser.

Der weiße Wüllnersche Mercedes-Wagen stand wartend vor dem Schloß, und Richard selbst kurbelte ihn an. Lisa stieg ein, Richard folgte ihr. Beide nickten nach der Freitreppe hin, von wo aus ihnen Dora und der Baron Abschied zuwinkten. Die Hupe tutete, der Wagen machte eine geschmeidige Wendung und verlor sich nach links hinter den Bäumen.

„Gott sei Dank — die beiden wären wir los," sagte Dora.

„Und die beiden uns," gab Frank zurück. „Aber wir haben doch das Feld behauptet."

„Das Schloß," verbesserte ihn Dora.

„Ja, dies Haus *ist* ein Schloß," nickte Frank. „Und Sie sind das Schloßfräulein, und ich bin der Ritter ..."

„Der gefangen gelegt werden soll ..."

„Im Schloßturm?"

„Nein, bloß in unsrem besten Fremdenzimmer ... Das Zimmer hat Ihnen doch gefallen?"

„Wie denn nicht?" erwiderte er ein wenig spöttisch. „Es ist ja mit einem Luxus eingerichtet, von dem sich das altmodische Fräulein oben an der Wand gewiß nichts hat träumen lassen, als es vor — na, wie lange wird es her sein? — vor ungefähr achtzig Jahren hier ehrbar und sittsam vegetierte!"

„Sie meinen das verblaßte Ölbild?"

„Ja."

„Das war eine ‚Letzte ihres Stammes'," erklärte Dora mit leisem Pathos. „Ein Fräulein von der Fichten. Sie ist sehr alt und sehr verhutzelt in einem adeligen Stift gestorben, arm und vergrämt und durchaus weltfremd ... Übrigens, ihr Geist soll hier umgehen, nachts, im Park — sagt die alte Therese."

„Vortrefflich," tat Frank seinen Beifall kund. „Zu einem Schloß wie diesem gehört unbedingt ein Park, und zu diesem Park nicht minder ein Geist, der mitternachts darin herumspukt ... Hoffentlich jagt er Ihnen keine Angst ein?"

„Mir, einer Berlinerin?"

Sie schüttelte sich.

„Aber kommen Sie. Sie sollen den Park jetzt auch gründlich sehen dürfen."

Sie stieß rechts die Gittertür auf und trat in den mit großer Liebe und Sorgfalt gepflegten Ziergarten, während Frank ihr folgte. Gemächlich schritten sie um das Schloß herum, auf den sauberen Kieswegen, deren schreiendes Gelb blendete. Dora schützte ihren unbedeckten Kopf mit einem Sonnenschirm gegen die Hitze. Schweigend nahmen sie hinter dem Schloß den Weg tiefer in den Park hinein. Schließlich blieben sie stehen.

Dora machte eine erklärende Geste. „Was Sie da sehen, Baron, das ist das übliche. Saubere Wege, gepflegte Blumen, gestutzte Sträucher, artig rasierter Rasen ... Aber dort" — sie zeigte nach hinten — „dort wird's originell. Dort beginnt die Wildnis. Dort verirren Sie sich, wenn ich Sie nicht führe."

„Falsch," protestierte er. „Ich mache mich im Gegenteil erbötig, Sie zu führen. Ich bin auf das genaueste orientiert, ich gehe nicht fehl ... Wetten?"

„Wir?" rief sie überrascht.

„Ich war schon da," bekannte er, ihr seinen Arm reichend und mit ihr in die Wildnis vordringend.

„Ah!"

„Ja. Während Sie heute alle noch schliefen, so gegen fünf Uhr morgens, litt es mich nicht mehr im Bett, ich stand auf und sah nach dem Rechten. Das ganze Terrain hab'

ich sondiert, kein Winkel im Schloß und im Park ist mir unbekannt. Drei Stunden lang habe ich diese Wildnis da durchstreift."

„Ach, deshalb also kamen Sie so spät erst zum Frühstück?"

Er warf ihr einen halb spöttischen, halb anerkennenden Blick wie eine Liebeserklärung zu. „Man orientiert sich doch gern über den Ort, der einem zum lebenslänglichen Kerker werden soll ... Übrigens, einen originellen Kerkermeister haben Sie hier, das muß ich schon sagen."

„Den alten Brachtl?"

„Ein Mensch, der Scharfsinn besitzt, so harmlos er auch tut!" rief Frank aus. „Wissen Sie, was der Alte zu mir gesagt hat?"

„Was?"

„Er schwur darauf, daß ich Ihr Bräutigam sei und in Bälde Ihr Ehemann sein würde, und er gratulierte nicht mir, sondern — Ihnen! ... Er meint, nun bekäme das Schloß endlich wieder einen Mann von wirklichem Adel zum Besitzer. Der Gedanke tut ihm sichtlich wohl."

„Und Sie?" fragte sie lachend.

„Ich sagte, es würde wohl Jagd auf mich gemacht, aber ich wäre Gott sei Dank noch nicht gefangen."

„In welchen Einbildungen Sie leben!" spottete sie.

„Ah! Haben Sie die Jagd auf den Baron am Ende schon aufgegeben?"

„Diese Jagd betreibt Papa," erwiderte sie hochmütig, „nicht ich!"

„Aber die Jagd auf einen Mann?"

„Ich jage auch keine Männer!"

„Sondern?"

„Ich jage d e n Mann," erwiderte sie mit lustig blitzenden Augen, „nämlich Sie!"

„Sie würden mich also auch jagen, wenn ich kein Baron wäre?"

„Natürlich, dann erst recht. Was kaufe ich mir für Ihren Titel?"

„Erlauben Sie! Es klingt gar nicht so übel, Frau Baronin zu heißen!"

„Sie sind recht eingebildet," wiederholte sie. „Sie hätten bei mir weit mehr Chancen, wenn Sie kein Baron wären!"

„Sondern?"

„Ein Irgendjemand, ein Abenteurer, der gar nicht ist, was er scheint, der es aber deshalb gerade erst recht ist, weil er es so trefflich scheint ... Sehen Sie, das würde mir imponieren! Wissen Sie, bei welcher Gelegenheit Sie den größten Eindruck auf mich gemacht haben?"

„Nun?"

„Damals, als Sie nachts so frech bei mir eindrangen und ich in tausend Ängsten lebte, ich könnte einen Einbrecher vor mir haben. Da hatte ich Sie — fast lieb. Da hatten Sie — Chancen bei mir ... Dagegen verloren Sie bedeutend in meinen Augen, als Sie sich dann als ein höchst simpler Baron entpuppten, als ein Mensch, wie andre mehr ..."

Sie standen vor einem dichten Gestrüpp, durch das sie sich erst einen Weg bahnen mußten. Frank zerteilte mit kräftiger Hand die Zweige und ließ Dora durch. Die Sträucher schlossen sich augenblicklich wieder hinter ihnen wie die Eisen einer Falle.

Frank lächelte. „Mir scheint, als ob Sie selbst ein wenig eingebildet wären," sagte er. „Sie sprechen immerzu von den Chancen, die ich bei Ihnen haben könnte. Wissen Sie denn so genau, ob Sie auch Chancen bei mir haben? Ist das so sicher?"

„Ich denke doch," nickte sie.

„Wieso?"

„Bin ich nicht hübsch?" fragte sie.

„So leidlich."

„Jung?"

„Immerhin sind Sie schon majorenn."

„Reich?"

„Nun, Ihr Mann hätte zu leben."

„Klug?"

„Sie haben Mutterwitz, zugegeben ... Aber alle diese Eigenschaften haben noch keinen Mann veranlaßt, Sie zu seiner Frau zu machen."

„Weil ich nicht wollte!" rief sie aus.

„Und warum wollten Sie nicht?"

„Weil ich auf einen wartete, der etwas — Besonderes war!"

„So?" sagte er trocken. „Und was ist das Besondere, das Sie suchen?"

„Das — das kann ich Ihnen nicht so — so leicht erklären," antwortete sie, und es schien, als hänge etwas Versonnenes in ihrer Stimme.

„Kommen Sie, Dora, setzen wir uns," bat er mit plötzlicher Weichheit. „Hier ist eine Bank. Wenn sie auch vom Zahn der Zeit schon halb zernagt ist und wenn auch schon dickes Moos auf ihr wuchert, wir werden bequemer darauf sitzen als in dem raffiniertesten Klubsessel bei Ihnen daheim in der Tiergartenstraße ... Es ist die richtige Bank, auf der man einander Geständnisse machen kann. Kommen Sie!"

Sie ließen sich nebeneinander nieder und sprachen lange Zeit kein Wort. Sie ließen die wundersame Stille auf sich einwirken, die wie ein duftiger Mantel um sie lag. Daß ganz in der Nähe ein Wasser sein mußte, verriet das eintönige Quarren eines Frosches, dem, in etwas tieferer Tonlage, dann und wann ein behäbiger Nachbar Antwort gab.

Frank nahm Doras Hand. „So," sagte er schmeichelnd, „jetzt verraten Sie mir, inwiefern der, den Sie lieben könnten, etwas Besonderes sein müßte."

„Es ist ja kindisch," wich sie aus, „und Sie würden bestimmt lachen ..."

„Ich werde durchaus nicht lachen," schwor er, „mein Wort darauf!"

„Ich lache ja selbst ... Geht es Ihnen nicht auch so, daß Sie zuweilen über sich selber lachen, weil Sie heimlich Wünsche hegen, die unmöglich in Erfüllung gehen können — dumme, verrückte Wünsche?"

„Ich habe oft schon solch dumme, verrückte Wünsche gehegt, von denen es ausgemacht war, daß sie sich ganz unmöglich erfüllen könnten," sagte er ernsthaft. „Und ich habe es dennoch durchgesetzt, daß sie sich schließlich erfüllten."

„Wirklich?" staunte sie.

„Noch mehr," steigerte er seine Behauptung, ohne daß irgendeine Anmaßung in dem Tone seiner Stimme gelegen hätte. „Ich habe in meinem Leben überhaupt nur Dinge getan, die andern Menschen, Menschen mit normalem Verstand, unmöglich erscheinen würden. Ich habe sie möglich gemacht. Fast alle."

„Ich habe von Unmöglichem immer nur geträumt," seufzte sie.

„Das heißt, Sie haben von dem Mann geträumt, der das Unmögliche tun würde, nach dem Sie sich sehnten?"

„Ja."

„Und worin sollte das Unmögliche bestehen?"

„Jetzt werden Sie natürlich lachen," meinte sie unter Erröten. „Mein Traum war es immer, von dem, den ich liebte, entführt zu werden ..."

„Ah!" sagte er überrascht.

„Lachen Sie nicht?"

„Gar nicht."

„Denken Sie, so dumm war ich," fuhr sie fort, „daß ich Papa unbedingt durchbrennen wollte — mit einem, den ich sehr — sehr lieb hätte, wenn er auch eine — eine dunkle Existenz wäre! ... Lachen Sie noch immer nicht?"

„Keine Spur," zollte er ihr seine Achtung.

„Ich wollte nach England mit ihm," berichtete sie mit heißen Wangen, „oder sonst wohin, wo ich mich dann mit ihm hätte heimlich trauen lassen, so daß Papa schließlich machtlos gewesen wäre ... Dumm, nicht?"

„Im Gegenteil," widersprach er ihr, „ich finde das klug und rassig!"

„Täten Sie so was?" fragte sie mit hochgezogenen Brauen.

„Auf der Stelle!"

„Wie?"

„Ohne alle Bedenken, — sofort!"

Sie lachte. „Ach was, es ginge ja doch gar nicht. Das heißt, gehen würde es schon, aber — es käme nichts dabei heraus!"

„Wieso nicht?" fragte er.

„Weil Sie doch — keine dunkle Existenz sind," antwortete sie, und man merkte ihr die Enttäuschung, die sie empfand, deutlich an. „Sie sind ein richtiggehender, normaler Baron, reich, angesehen, mit großem Besitz irgendwo in Rußland — und ich wäre eben das Mädchen, das die glänzende Partie macht, die Papa so sehr wünscht ... Ich bitte Sie, wo ist da das Unmögliche? Wo bleibt da die Romantik?"

„Sie halten mich also unter allen Umständen für eine helle Existenz?" fragte er.

„Für eine sehr helle," erwiderte sie.

„Und wenn ich doch dunkel wäre — ja, vielleicht sogar schwarz? Rabenschwarz?"

„In der Farbe Ihrer Haare — ja!"

„Auch in meinen Gedanken, Worten und Werken?"

„Was wollen Sie Finsteres getan haben?" spottete sie. „Was können Sie in dieser Hinsicht zu Ihren Gunsten anführen? Was?"

„Ich könnte ein Hochstapler sein ..."

„Sie? Sie sind vom Kopf bis zu den Zehen echt! Ganz echt! Das merkt ein Kind!"

„Vielleicht ein Einbrecher ..."

„Nachts, bei Damen, denen Sie Ihre Liebe erklären wollen — das schon!"

„Ein Dieb ..."

„Gewiß, Sie stehlen Herzen!"

„Ein Fälscher ..."

„Ein Mensch, der sich, um interessant zu erscheinen, zu etwas Schlimmerem umfälscht, als er scheint und ist — auch zugegeben!"

„Sie glauben mir also nicht?"

„Kein Wort glaube ich Ihnen," rief sie aus. „Daß Sie mehr sind, als der Sie scheinen, das müßten Sie mir erst beweisen!"

„Und wenn ich es Ihnen bewiese?" stellte er sie. „Würden Sie dann mit mir durchbrennen?"

„Auf der Stelle!"

„Und mich heiraten?"

„Ohne Bedenken!"

„In England drüben, heimlich, ohne die Zustimmung Ihres Vaters?"

„Das wäre direkt Bedingung!" erklärte sie.

„Und dann, wenn wir verheiratet wären?" forschte er weiter. „Was dann?"

„Dann — dann müßten Sie sich bessern," sagte sie. „Denn mein Mann dürfte wohl eine dunkle Vergangenheit haben, eine recht abenteuerliche, tolle — aber seine Gegenwart müßte fleckenlos und seine Zukunft glänzend sein."

„Herrlich," begeisterte er sich. „Ich wäre einverstanden. Ich denke in diesem Punkt genau wie Sie."

„Denn Sie wären ja dann ein Ehemann," drohte sie, „und ein Ehemann darf nur tun, was seine Frau will, und was eine Frau will, das ist immer gut ..."

„Ohne Frage," nickte er.

„Bleibt jetzt nur noch, daß Sie mir beweisen," neckte sie ihn, „daß Sie auch der gefährliche Mensch sind, als den Sie sich vorspiegeln!"

„Ich habe schon mancherlei Schwieriges getan," erklärte er, „aber das dürfte wohl die leichteste Aufgabe sein, die ich je zu lösen hatte!"

„Falsch," drehte sie geschickt den Spieß um. „Sie dürften wohl schon mancherlei Leichtes getan haben, aber die Aufgabe, die ich Ihnen da stelle, ist so schwierig, daß Sie sie unmöglich lösen werden!"

„Vertagen wir die Sache," schlug er vor. „Sind Sie einverstanden?"

„Er weicht schon zurück," lachte sie.

„Durchaus nicht," entgegnete er. „Ich lasse mich nur nicht so leicht fangen."

„Ich habe Sie ja schon!" höhnte sie ihn.

„Oder ich Sie!"

„Wo denn?" rief sie übermütig aus.

Mit einem Satz war sie aufgesprungen, hatte sich gebückt, war durch eine enge Lücke, die das Gestrüpp frei ließ, geschmeidig hindurchgeschlüpft, hatte einen Jauchzer ausgestoßen und war — verschwunden.

Frank stand auf und suchte sie mit den Blicken, ohne sie entdecken zu können.

„Dora!" rief er laut.

Nur ein Lachen antwortete ihm. Es kam schon aus der Ferne. Die Richtung wurde ihm nicht klar.

„Dora," rief er noch einmal, „wo steckst du?"

„Frank!" kam es zurück.

„Ja?"

„Ich denke, du hast mich?"

„Ich werde dich schon finden!"

„So such doch," narrte ihn die lachende Mädchenstimme, „du Blinder, du Dummer!"

„Aber wenn ich dich habe," drohte er, „dann — —"

„Dann?"

Ohne eine Antwort zu geben, setzte er durch das Gestrüpp. Sehr fern, durch die Sträucher, leuchtete ihm ein weißes Kleid entgegen.

Er rannte darauf zu, immer dem Lachen nach, das vor ihm her war, bald rechts, bald links — flink wie ein Reh, das das Terrain genau kennt, auf dem es gejagt wird ...

Dreizehntes Kapitel

„Ich muß es mir — noch überlegen ...“

Ein jeder Mensch zeigt gern die Fähigkeiten, die ihm der Himmel verliehen hat. Richard besaß ihrer nicht eben gerade viel. Zu den wenigen, die er sein eigen nannte, gehörte die, daß er durchaus firm im Autofahren war. Er verschlang Kilometer, wie ein hungriger Hund etwa ihm zugeworfene Fleischstücke verschlingt, nur daß auch der hungrigste Hund einmal satt wird, während Richard versicherte, daß er in bezug auf das Verschlingen von Kilometern unersättlich sei. Er konnte fahren wie der Teufel. Und daß er in seinem ganzen Leben erst einmal umgeworfen und sich dabei einen Bruch des linken Oberschenkels zugezogen hatte, das machte nicht allein sein Glück, sondern auch seinen Stolz aus.

Richard benützte also die Gelegenheit, Lisa zu zeigen, wie er fahren könne. Der Wind war der reine Waisenknabe gegen ihn. Vom Schloß bis zu dem Waldgasthaus „Eichenruhe“ brauchte man zu Fuß gute sechzig Minuten. Und er?

„Ehe Sie sich umdrehen, Lisa,“ sagte er, „sind wir dort!“

Nun, Lisa hätte sich ganz gern umgedreht, denn die Gegend war schön und forderte zum Betrachten geradezu heraus. Doch Lisa kam nicht dazu. Hätte sie es dennoch getan, dann würde sie kaum einen Genuß davon gehabt haben; eine dichte Staubwolke wäre alles gewesen, was sie gesehen hätte.

So begnügte sie sich denn damit, mit beiden Händen ihren Hut festzuhalten, damit ihn ihr der Wind nicht nähme, und schielte im übrigen klopfenden Herzens nach den mit wahnsinniger Eile flüchtenden Kilometersteinen, von denen ein einziger, wenn er sich ihnen etwa bockig in den Weg gestellt hätte, genügt hätte, ihnen beiden den Tod zu geben. Und sie starb wirklich noch nicht gern.

„So," sagte Richard, indem er seiner rasend gewordenen Maschine vor dem Waldgasthof Halt gebot, „da sind wir. War es nicht schön?"

Nur naive Menschen, die völlig in ihrer Kunst aufgehen, können so fragen.

„Herrlich," bestätigte ihm Lisa, die Gott dankte, daß alle Gefahr vorüber war.

„Sehen Sie, so möchte ich bis ans Ende der Welt mit Ihnen fahren," gestand Richard, „dann wäre ich selig!"

„Und ich tot," dachte Lisa, welchem Gedanken sie aber nur mit einem Lächeln Ausdruck gab, einem sehr süßen Lächeln, das seinen Zweck, Richard zu bezaubern, nicht verfehlte.

„Ich schlage vor, daß wir uns in den Wald setzen und eine Waldmeisterbowle trinken," sagte Richard. „Papa Clemens führt nämlich von der Sorte etwas Hervorragendes. Ich habe es erprobt."

Lisa war einverstanden, denn das war ein Vorschlag, der dem, was sie erstrebte, durchaus entsprach. Waldmeisterbowle löst nicht nur die Bande der Zunge, sondern auch die des Herzens, zumal wenn sie im Juni mitten im Wald getrunken wird. Ein leichter Rausch reizt zu Bedenklichkeiten, die oft nie mehr gutzumachen sind. Und was des einen Schaden ist, das ist in den meisten Fällen zum Nutzen des andern.

Papa Clemens kam, tat einen tiefen Bückling und beehrte Richard ohne weiteres mit dem Titel „Herr Graf". Im Nu war der kleine Tisch drüben unter den Kiefern gedeckt, deren Stämme in der Sonne rot brannten. Die zwei gläsernen Kelche funkelten, der Wein moussierte. Er hatte einen göttlichen Duft.

„Sekt drin?" fragte Richard.

„Mein bester, Herr Graf," versicherte Papa Clemens, indem er mit der Versicherung, daß ihn ein kurzer Pfiff sofort wieder zur Stelle bringen würde, diskret verschwand.

Richard hob sein Glas und stieß mit Lisa an. „Auf daß unsre Wünsche in Erfüllung gehen," sagte er bedeutsam.

„Auf Ihren Roman," sekundierte ihm Lisa.

„Ja, auf meinen Roman," nickte er.

„Den Sie hoffentlich bald schreiben ..."

„Den ich zunächst erlebe," korrigierte er sie mit einer galanten Verbeugung. „Die ersten Kapitel, die Einleitung und die Schürzung des Knotens, liegen hinter mir. Gehen wir an die Steigerung! Prosit!"

„Davon müssen Sie mir mehr erzählen," verlangte Lisa, indem sie ihm aus ihrem Glas tapfer Bescheid tat. „Wovon handelt Ihr Roman?"

„Von einer Leidenschaft," erklärte er. „Der Held liebt die Heldin. Denn daß ein jeder Roman einen Helden und eine Heldin hat, das wissen Sie doch? Und daß der Held die Heldin liebt, das ist ebenso selbstverständlich."

„Liebt er sie glücklich?"

„Wäre es dann ein Roman?" spottete er. „Glückliche Liebe kommt nur im Leben vor, der Roman dagegen braucht die unglückliche Liebe — denn wo nähme er um Gottes willen sonst die Konflikte her? Ohne Konflikte aber gibt es keinen Roman. Also m u ß der Held unglücklich lieben! ... Das sehen Sie doch ein?"

„Der Arme! Ist er hübsch?"

„Sehen Sie mich an! Wie finden Sie mich?"

„Recht nett," lächelte sie.

„Also der Held ist recht nett," dekretierte er. „Recht nett, reich und ein Dichter. Das heißt, ein Dichter will er erst werden, und zwar ein berühmter. Das hat er sich ernstlich vorgenommen."

„Wie interessant," kargte sie nicht mit ihrem Beifall. „Und die Heldin? Wie ist die?"

„Wie finden Sie s i ch?" fragte er zurück.

„Ganz leidlich," versicherte sie.

„Da muß ich protestieren!" rief er aus. „Sie sind — — Aber bleiben wir lieber beim Roman. Die Heldin ist das schönste, entzückendste, klügste, interessanteste Geschöpf, das Sie sich nur denken können! ... Sie haben doch hoffentlich Phantasie?"

„Nicht soviel wie Sie," lächelte sie, „aber immerhin genug, um Ihren Enthusiasmus zu begreifen ... Aber warum liebt die Heldin den Helden nicht, wenn er doch so nett ist und so reich und ein berühmter Dichter dazu?"

„Vor allem wegen der Konflikte, ohne die ein Roman einmal nicht sein kann," wiederholte er, „und die eine glück-

liche Liebe nun einmal nicht hergibt ... Aber es sind auch natürliche Hindernisse da."

„Welche?"

Er durchbohrte sie gleichsam mit seinem Blick. „Die Heldin hat einen Onkel," sagte er dumpf.

„Oh! Ist das so schlimm?"

„Viel schlimmer, als Sie denken. Onkel sind nicht bloß im Leben dazu da, um einer Liebe Hemmnisse und Schwierigkeiten zu bereiten."

„Auch in Romanen?"

„In Romanen erst recht. Sie ahnen gar nicht, welch bedeutsame Rollen Onkel und Tanten in Romanen spielen. Die Tanten sind darin die Engel, die Onkel die Teufel. Was die Tanten mit ihren seelenguten, zärtlichen Händen aufbauen, das reißen die intriganten, mißgünstigen Onkel mit ihren vierschrötigen, plumpen Pratzen wieder ein ... Glücklich die Helden, die in ihrem Liebesroman eine gütige alte Tante zur Seite stehen haben! So verschlungen auch die Irrwege sind, auf denen sie sich zu ihrer Liebe und schließlichen Vereinigung durchkämpfen müssen, sie besitzen im Grunde doch die Gewißheit, daß ihnen trotz allem und allem nichts geschehen kann, weil die seelengute Tante schützend vor ihnen steht ... Mein Roman hat nur einen Onkel, aber leider keine Tante. Das ausgleichende Element fehlt also darin. Und das ist sehr, sehr schlimm!"

„Die bedauernswerten Helden," sagte Lisa unter Lachen. „Wie werden sie sich helfen?"

„Das weiß ich selbst noch nicht," bekannte Richard.

„Gibt es gar kein Mittel?"

„Doch, es gibt verschiedene Mittel. Um ein Mittel ist ein tüchtiger Roman niemals verlegen."

„Nun?"

Richard überlegte. „Es kommt ganz darauf an, ob man mit dem Dämon Onkel auf humoristische oder auf tragische Weise fertig werden will. Fertig muß man mit ihm werden. Das ist klar."

„Sie wollen ihn doch am Ende nicht gar ermorden?"

„Warum nicht? Meinen Sie, daß es um ihn so schade wäre?"

„Wenn man wenigstens die Sicherheit hätte, daß es ihm nicht wehe täte," erwog sie.

„Was diesen Punkt anbelangt," beruhigte er sie, „so kann ich mich für meinen Helden getrost verbürgen. Was glauben Sie denn? Was ein Romanheld tut, das tut er mit der eisernen Präzision einer gut geölten Maschine. Er zielt, schießt und — hat auch schon getroffen. Mitten ins Herz. Ohne einen Laut von sich zu geben, sinkt der Onkel nieder und ist tot. Mausetot."

„Um Gottes willen," rief Lisa aus, „das ist ja Totschlag! Darauf steht Gefängnis!"

„Das Gefängnis nimmt der Held tapfer und gelassen auf sich, denn er ist ja erstens ein Held und er weiß zweitens genau, für wen und wofür er leidet."

„Und die Heldin?"

„Die wartet dann auf den Helden. Sie wartet, bis er aus dem Gefängnis zurückkehrt, in dem er ihr zuliebe schmachtet."

„Wie lange?"

„Zehn Jahre. Zehn Jahre wartet er in Geduld und sie in Treue und in Züchten. Denn jetzt liebt sie ihn ja. Weil er ein solcher Held ist!"

Lisa schüttelte energisch den Kopf. „Nein, Richard, das dauert mir zu lange! Zehn Jahre — puh! ... Da bin ich schon viel lieber für die humoristische Lösung. Was haben Sie mir in der Richtung vorzuschlagen?"

„Ich bitte sehr — Sie sollen sogleich zu Ihrer Zufriedenheit bedient werden. Passen Sie auf!"

„Nun?"

„Es gibt ein höchst einfaches Mittel," sagte er mit feinem Lächeln. „Aber ich glaube, zu diesem Zweck brauchen wir erst noch eine neue Bowle ... Papa Clemens!"

Richard klatschte in die Hände und pfiff, was das Zeug hielt.

Und als habe er schon darauf gewartet, erschien der Gerufene sogleich auf der Bildfläche, und er hatte die zweite Bowle, die der ersten an Güte nicht nachstand, der Einfachheit halber schon bei sich.

„Prosit, Lisa!" sagte Richard, der innerlich und äußerlich gleichmäßig glühte, „auf das Wohl unsrer Helden!"

„Prosit!" schloß sich ihm Lisa an. „Unsre Helden haben es sehr nötig! Aber wie sollen sie es erreichen?"

„Sehr einfach," erklärte Richard gelassen, „durch die Flucht!"

„Durch die Flucht?"

„Ich bitte Sie, wozu gibt es Autos — erstklassige, schöne Mercedes-Wagen, die an Schnelligkeit jeden D-Zug schlagen? Oder habe ich Ihnen noch nicht gesagt, daß mein Held ein anerkannter Sportsmann ist, der die Kilometer frißt, als wäre er ein Tiger, der ein halbes Jahr lang hat fasten müssen?"

„Ihr Held entwickelt sich ja, Richard!"

„Das tut er, Lisa — dazu ist er ja ein Held! Er ist nicht bloß ein zukunftsreicher Dichter, nein, er ist auch ein Mann von Entschlossenheit und Willenskraft. Kühn tritt er vor die von ihrem Onkel mit Argusaugen bewachte Heldin, macht eine einladende Geste und sagt: ‚Geliebte,' sagt er, ‚vertraue dich mir und diesem Wagen an! In wenigen Stunden sind wir jenseits der Grenze! Der D-Zug, der uns dann nach Holland bringt, wartet schon! Ein erstklassiger Schraubendampfer fährt uns darauf nach England hinüber! Ehe dein Onkel in Berlin noch Zeit gehabt hat, zur Polizei zu laufen, sind wir in London schon Mann und Frau!"

Lisa bog sich vor Lachen. „Wahrhaftig, Richard — so kühn ist Ihr Held?"

Richard nickte. „Sie sagen es. Er ist eben ein Held. Das erklärt alles."

„Dann muß ihn doch die Heldin lieben!" rief Lisa enthusiastisch aus.

„Sie haben recht. Es gibt kein Entrinnen für sie. Sie muß."

„Und wird sie einsteigen und mit ihm fahren?"

„Das ist wieder einer jener Punkte, über die ich mir nicht ganz klar bin," gestand Richard. „Was meinen Sie?"

„Ich denke, nein," entgegnete Lisa.

„Warum nicht?"

„Nun, Sie müssen doch zugeben, daß es unschicklich wäre, wenn die Heldin mit dem jungen Mann so ohne weiteres ihrem Onkel durchbrennte?"

Richard trank in einem Zug sein Glas aus, wischte sich den Bart und durchbohrte sein Gegenüber mit einem glühenden Blick. „Unschicklich! Das ist ein Wort, das in meinen Roman absolut nicht hineinpaßt. Habe ich Ihnen noch nicht

gesagt, daß mein Roman ein moderner Roman ist? ... Überhaupt, Lisa, wie stellen Sie sich die Heldin vor?"

„Ich denke doch, sie hat Grundsätze," hoffte Lisa.

„Was fällt Ihnen ein?" widersprach Richard fast drohend. „Wollen Sie mit philisterhaften Grundsätzen etwa einen spannenden und bewegten Roman zustandebringen? ... Grundsätze sind langweilig! Um Grundsätze zu haben, ist meine Heldin viel zu schön! ... Meine Heldin ist Künstlerin, Lisa, — ein Weib, das sich über kleinliche Bedenken kühn hinwegsetzt! Oder habe ich Ihnen auch dieses noch nicht gesagt, daß meine Heldin eine berühmte amerikanische Tänzerin ist, in deren Adern spanisches Blut fließt?"

„Ach!" staunte Lisa.

„Sie ist gerade das richtige Weib für den Helden," fuhr Richard fort, „von dem wir doch wissen, daß er einmal ein berühmter Dichter werden will ... Kann ein solcher Mensch, so frage ich Sie, ein nichtssagendes braves Durchschnittsgänschen als Frau brauchen, dessen höchster Ehrgeiz es etwa ist, gut zu kochen? ... Nein! Und abermals nein! Er braucht ein dämonisches Weib, dieser zukünftige Dichter, ein Irrlicht, von dem er weder weiß, woher es kommt, noch wohin es geht. Das ihm zu jenem großen Erlebnis wird, das er einfach nötig hat, wenn der Welt endlich das bedeutende Kunstwerk geschenkt werden soll, zu dem er sich mit Recht berufen glaubt ... Ist das nicht klar? Sehen Sie das nicht ein?"

Lisa senkte den Kopf. „Ich fange an, zu begreifen," flüsterte sie.

Richard stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. „Endlich!" stöhnte er und war fast heiser vom vielen Reden. „Glauben Sie nun, daß der Held bei der Heldin Aussicht auf Erfolg hat?"

„Mir kommt es fast so vor," hauchte sie und sah errötend zur Seite.

Er griff leidenschaftlich nach ihrer Hand. „Damit, Lisa, hat die Handlung des Romans ihren Höhepunkt erklommen und wir nähern uns seinem glücklichen Ende. Zu diesem Zweck müssen wir noch eine dritte Bowle trinken — finden Sie nicht auch? ... Papa Clemens!"

Wie ein Mameluck, der, um in einer Sekunde da zu sein,

nur gerufen zu werden braucht, trat alsogleich Papa Clemens in Erscheinung, mit einem devoten Grinsen die dritte Bowle überreichend und darauf sofort wieder im Nichts verschwindend.

„Prosit, Lisa!" rief Richard aus. „Nun trinken wir auf das gute Ende, ohne das ein brauchbarer Roman ja undenkbar ist!"

„Prosit!" sagte auch Lisa und tat ihm Bescheid.

„Oder zweifeln Sie," fragte Richard offensiv, „daß der Roman gut ausgeht?"

„Ich habe Bedenken," äußerte Lisa, plötzlich recht versonnen und anscheinend bedrückt.

„Inwiefern?"

„Sie haben bisher immer nur von dem Onkel der Heldin als dem großen Hindernis gesprochen und anscheinend ganz vergessen, daß der Held auch einen Vater hat ... Oder ist der Held verwaist?"

„Gott sei Dank, nein," lachte Richard. „Er hat natürlich einen Vater, der sehr reich ist, denn wie käme er denn sonst dazu, sich in solch kostspielige Abenteuer zu stürzen?"

„Sehen Sie — und die Heldin ist arm. Was wird der Vater des Helden dazu sagen?"

„Er wird, da er an der heimlich geschlossenen Ehe nichts mehr ändern kann, seinen Segen dazu geben."

„Im Gegenteil — er wird fluchen, den Helden enterben!"

„Falsch," protestierte Richard, „das kommt in Romanen, die einen guten Ausgang haben, nicht vor!"

„Aber dafür in der Wirklichkeit ..."

„Ausgeschlossen," erklärte Richard siegesgewiß, „dazu ist der Vater in seinen Helden von Sohn viel zu sehr verliebt und vernarrt!"

„So —?" hauchte sie.

Er sprang auf, breitete die Arme aus und zog sie, die nur schwach widerstrebte, an sich. „Lisa — bist du — bereit?" stammelte er.

„Ich — ich muß es mir — noch überlegen ..." gab sie verwirrt zurück.

„Wie lange?"

„Einige Tage ..."

„Gut," sagte er entschlossen, „ich versehe auf alle Fälle meinen Wagen schon jetzt mit Benzin und Ersatzbereifung!"

„Nein," sagte sie erschreckt, „eine Bedingung müßte ich noch stellen ..."

„Welche?"

Sie machte so reizend furchtsame Augen, daß sie ihn damit völlig fing. „Wir dürften," flüsterte sie, „auf keinen Fall im Auto fliehen ..."

Vierzehntes Kapitel

„Was haben Sie denn gegen ihn?"

Es ist keine leichte Sache, behagliches Wohlbefinden vorzutäuschen, wo einem der Boden heiß unter den Füßen brennt, zumal dann nicht, wenn man, wie in unsrem Falle Mister Edvard King, jener liebenswürdigen Beweglichkeit in den Umgangsformen ermangelt, die zum Beispiel den Baron Frank Kay auch in der unangenehmsten und heikelsten Situation niemals verließ.

Edvard King war ein grober, ungeschickter Klotz, und es war recht possierlich, anzusehen, wie er sich bemühte, das zu verbergen. Wäre Samuel Wüllner nur halb so scharfsichtig und hellhörig gewesen wie Philipp, es hätte ihm nicht entgehen können, daß die sonderbar scheue Art, auf die der biedere Engländer durch das Haus schlich, als suche er etwas, das er nicht finden könne, etwas zu bedeuten haben müsse.

Edvard King suchte wirklich etwas, und daß er es nicht fand, das brachte ihn fast zur Verzweiflung. Er suchte eine Gelegenheit, einmal nur eine halbe Stunde lang allein in Samuel Wüllners Zimmer zu sein. Und das gelang ihm nicht. Es gelang ihm absolut nicht.

Samuel Wüllner war als Gastgeber von einer solchen Aufmerksamkeit, daß er es für seine Pflicht und Schuldigkeit hielt, seinen lieben Besuch auch nicht nur fünf Minuten allein zu lassen. Er hängte sich an dessen Rockschöße wie eine Klette, und Edvard King, der am liebsten fürchterlich geflucht und den kleinen dicken Mann in Grund und Boden geboxt hätte, mußte noch dazu erfreute Grimassen schneiden. Wahrlich, der Mensch hat es auf dieser Welt nicht leicht.

Da also Edvard King während des Tages keine Gelegen-

heit fand, unbemerkt in das Zimmer zu gelangen, das den so heißersehnten Schatz barg, setzte er seine Hoffnung auf die Nacht. Die Nacht war ja schon immer seine Freundin gewesen, und ihr glaubte er auch diesmal vertrauen zu dürfen.

Sein Plan war längst fertig. Samuel Wüllner hatte leider die Gewohnheit, sein Zimmer, ehe er sich zur Ruhe begab, abzuschließen. Zugleich aber besaß er glücklicherweise auch die Schrulle, ein Fenster dieses Zimmers während der Nacht offen zu lassen, aus hygienischen Gründen, denn er, der schon den Sechzig sehr nahe war, war von dem Ehrgeiz beseelt, auch den Hundert möglichst nahe zu kommen.

Da das Zimmer im Erdgeschoß lag, war nichts leichter, als vom Garten aus durch einen raschen Sprung durchs Fenster zu ihm Zutritt zu erlangen. Das Öffnen des Schrankes würde einem Menschen, der mit der Technik der Nachschlüssel ziemlich vertraut war, nur wenig Kopfzerbrechen verursachen. Hatte er erst das Paket mit den Papieren, dann gedachte Edvard King noch in der gleichen Nacht unter Zurücklassung der wenigen Habseligkeiten, die er in die Villa mitgebracht hatte, zu verschwinden. Sein eigentliches Gepäck hatte er schon an dem Tage, da er mit Lisa das Hotel verlassen hatte, nach Hamburg aufgegeben. War er aber erst in Hamburg, dann bedeutete es für ihn eine Kleinigkeit, unbemerkt auch nach England zu entkommen.

Es war ein recht plumper Gewaltstreich, den er da vorhatte, Edvard King verhehlte sich das nicht. Wenn ihn dennoch keine Macht der Erde davon hätte abbringen können, ihn auszuführen, so hatte das seinen Grund darin, daß er auf diese Weise der treulosen Lisa am besten eins auswischen zu können glaubte. Stellte es sich erst heraus, daß er, der als ihr Onkel galt, ein Dieb war, dann war ihren hochfliegenden Heiratsplänen ein ebenso jähes wie verdientes Ende bereitet. Während er dann im Ausland in Sicherheit war, mochte sie zusehen, wie sie mit der Berliner Polizei, die sich liebevoll ihrer annehmen würde, fertig wurde.

Man sieht, daß Eifersucht und das Verlangen, sich zu rächen, den Verstand Mister Kings völlig umnebelt hatten. Um so erfreulicher wirkt die Tatsache, daß Philipp, dem alle Frauen der Welt ebenso gleichgültig waren, wie sie seinen

Freund und Gebieter Frank reizten, seine fünf Sinne nie klarer beisammen gehabt hatte als jetzt, da er, halb nur ein besserer Angestellter, halb Gast, gleichfalls in der Villa Samuel Wüllners wohnte.

Es war eine Eigentümlichkeit Philipps, daß man ihn eigentlich nie bemerkte, während er dagegen, wo es auch sein mochte, zur richtigen Zeit stets zur Stelle war. Er verstand sich auf die hohe Kunst, unsichtbar zu sein und selbst doch alles zu sehen, was zu sehen von Vorteil war, nie gehört zu werden und sich selbst doch nie von dem Gespräch der andern das entgehen zu lassen, was er verwenden konnte. Eingedenk der alten Weisheit, daß Reden Silber, Schweigen dagegen Gold sei, gab er, ohne gefragt zu sein, nie einen Laut von sich, und beschränkte sich auch in seinen Antworten nur auf knappe Worte, bescheidene Gesten und ein feines, dünnes Lächeln, das seinen Zweck, die andern unsicher zu machen, nicht verfehlte.

Namentlich Edvard King machte dieses Lächeln nervös. Er wich daher dem „Burschen", aus dem er nicht recht klug werden konnte, möglichst aus, ohne daß ihm das freilich gelang. Philipp tauchte, lautlos und wie aus der Versenkung heraus, immer dort auf, wo ihn der Engländer am wenigsten erwartet hatte.

Auch Philipp hatte natürlich seinen Plan. Er bestand darin, den Engländer vor allem an einem vorzeitigen Stehlen der Papiere zu verhindern. Ehe Philipp diesen kleinen und leichten Diebstahl nicht selbst ausgeführt und an die Stelle der echten nicht die falschen Papiere niedergelegt hatte, mußte Mister King verhindert werden, die Hände nach dem auszustrecken, was so sehr sein Begehren war.

Die Aktion Philipps sollte in den allernächsten Tagen erfolgen, sobald sich nur eine günstige Gelegenheit dazu bot. Das Terrain war von Philipp schon ausgiebig rekognosziert, der Schrank geöffnet und das versiegelte Paket mit den Wertpapieren auf das genaueste besichtigt worden. Auch das Petschaft hatte sich Philipp zu verschaffen gewußt, mit dem Samuel Wüllner sein Paket versiegelt hatte. Philipp hatte die gefälschten Papiere, die er inzwischen beim Postamt abgehoben hatte, in eine Verpackung von gleicher Art und Farbe getan, wie sie die echten Papiere besaßen, hatte sie

mit derselben Verschnürung und mit demselben Sigel versehen, und sie brauchten jetzt nur noch ausgetauscht zu werden, was ja nach dem bisher Geleisteten das Leichteste war. Dann durfte Mister King kommen und seine Beute holen. Philipp würde der letzte sein, ihn daran zu hindern.

Vorläufig freilich befand er sich noch auf scharfer Wacht, wovon sich Edvard King leider nur allzu häufig überzeugen mußte. Wann auch immer sich der Engländer in der Nähe des Zimmers befand, das eine so magische Anziehungskraft auf ihn ausübte, ob des Morgens, des Mittags, des Abends oder selbst nachts, alsogleich tauchte auch der leise Philipp auf, immer wie rein zufällig und immer das dünne Lächeln auf den schmalen Lippen, das Mister King so gräßlich auf die Nerven ging. Edvard King aber konnte nichts andres tun, als heimlich die Fäuste ballen und innerlich gottlos fluchen. Denn das aalglattrasierte Gesicht des angeblichen Privatsekretärs war von einer solch schafsmäßigen Ausdruckslosigkeit, daß es einfach unmöglich war, irgendwie an ihn heranzukommen.

War es unter diesen Umständen ein Wunder, daß die nervöse Gereiztheit Edvard Kings allmählich ins Maßlose stieg und schließlich jenen höchsten Grad erreichte, der leidenschaftliche Naturen so leicht dazu verführt, Dummheiten zu machen?

Edvard King beging die größte Dummheit, die er in seiner Lage nur machen konnte: er gab dem Unmut, den er gegen Philipp nicht unterdrücken konnte, Samuel Wüllner gegenüber Ausdruck, der seinerseits von den tadellosen Manieren dieses bescheidenen und stillen Angestellten seines zukünftigen Schwiegersohnes auf das höchste entzückt war und der daher die gegen diesen geäußerten Verdächtigungen geradezu als gegen sich selbst gerichtet empfand.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen," erklärte Edvard King, als er eines Abends mit Samuel Wüllner beim Wein saß, „mit diesem — diesem Burschen ist es nicht ganz richtig!"

„So ein ruhiger, anständiger Mensch," wunderte sich Samuel Wüllner. „Was haben Sie denn gegen ihn?"

„Ich weiß nicht, was — aber so was riecht man eben," erhitzte sich Edvard King. „Und wenn ich Ihnen raten darf, lieber Wüllner — dann nehmen Sie sich vor dem in acht! Sehen Sie sich vor!"

„Wieso denn, um Gottes willen? Was glauben Sie denn von ihm?"

„Was? Das will ich Ihnen sagen! Als ich vor vier Tagen im Hotel der irrtümlichen Meinung war, man habe mich bestohlen — wissen Sie, wen ich da sofort im Verdacht hatte? Ihn! Diesen Schleicher, diesen — —"

„Na, Sie sehen ja, wie unrecht Sie ihm damit getan hatten," sagte Samuel Wüllner gekränkt. „Und außerdem hat sich der Baron ganz besonders für den Mann verbürgt. Er steht schon seit Jahren in seinen Diensten und ist außerdem mehr sein Vertrauter als sein Beamter."

Da verlor Edvard King völlig seine Beherrschung und lachte auf recht unschöne Weise. „Der Baron! Natürlich! Aber wer bürgt Ihnen denn für den Baron, mein lieber Wüllner?"

Das war ein Angriff, der Samuel Wüllner persönlich zu Leibe rückte, und zwar an einer Stelle, an der der Getroffene am verwundbarsten war. Er hatte sich schon so fest in den Gedanken eingelebt, der Schwiegervater des Barons zu werden, daß er einen jeden, der dieses schöne Zukunftsbild zu zerstören versuchte, grimmig haßte.

Er hob sein Glas, tat einen tiefen Zug daraus und stellte es etwas unsanft auf den Tisch zurück. „Mister King," sagte er grollend, „da muß ich sehr bitten! Der Baron ist mein Gast, und ich beherberge nur Ehrenmänner in meiner Familie! Denn ich bin selbst ein Ehrenmann!"

Zu allem Unglück tauchte jetzt, während Edvard King völlig benommen einige Entschuldigungen stammelte, Philipp selbst im Rahmen der Tür auf, lautlos und fast geheimnisvoll wie immer, hatte das unvermeidliche Lächeln auf den Lippen und sagte: „Ach, die Herrschaften entschuldigen — ich störe sicher?"

„Gar nicht," rief Samuel Wüllner aus. „Kommen Sie nur, mein lieber Philipp, setzen Sie sich zu uns und trinken Sie ein Glas Wein mit!"

„Ich danke," lehnte Philipp bescheiden ab, „ich vertrage nichts."

„Anscheinend nein," warf Edvard King hämisch ein. „Als ich Ihnen das erste Mal begegnete, da schwankten Sie ja gehörig!"

„Das kommt vor," äußerte Samuel Wüllner kordial, dem ein Mensch, wenn er nach dem Genuß von Alkohol schwankte, aus Grundsatz sympathisch war. „Wollen Sie uns nicht Bescheid tun?"

„Ich muß nochmals sehr danken," erwiderte Philipp mit einem feinen Zwinkern der Augen zu Edvard King hin. „Ich muß scharf auf der Hut sein. Ich habe mir mein Wort gegeben, nie mehr ein Glas anzurühren."

‚Hol dich der Teufel!' dachte Edvard King.

„Was tun Sie denn da den ganzen langen Abend?" fragte Samuel Wüllner.

„Ich sitze im Garten und lasse mir verschiedenes durch den Kopf gehen. Gerade gegenüber den Fenstern Ihres Zimmers, Herr Wüllner, gibt es eine Bank, auf der man behaglich sitzt. Bis tief in die Nacht hinein sitze ich da, rauche und gucke in den Mond. Das ist so mein Vergnügen."

‚Wenn ich es dir nur versalzen könnte, du Hund!' dachte Edvard King.

Samuel Wüllner aber lachte und sagte: „Na, dann gehen Sie nur, Sie sonderbarer Heiliger! Aber holen Sie sich keinen Schnupfen!"

„Ach nein," lächelte Philipp und verneigte sich gegen die beiden, „ich bin abgehärtet." —

„Nun," wandte sich Samuel Wüllner, als Philipp draußen war, an seinen Besuch, „ist das nicht die Seele von einem Menschen?"

Edvard King zuckte nur mit den Schultern und brummte: „Möglich. Ich kann mich ja täuschen."

„Das tun Sie," versicherte Samuel Wüllner in versöhnlichem Tone. „Wenn ich so dumm wäre, größere Posten von Bargeld in meinem Hause zu verwahren, vor Philipp wären sie ebenso sicher wie vor Ihnen, Mister King!"

In dieser Nacht schlief Edvard King beträchtlich schlecht, obwohl er mit seinem Gastgeber bis tief in den Morgen hinein gezecht hatte. Gewinn-, Rach- und Eifersucht drängten sich in verworrenen Bildern sogar bis in seine Träume, und um das Unbehagen, das während des Schlafs wie ein Alp auf ihm lag, voll zu machen, tauchte in seinen Phantasieen auch noch die spöttisch lächelnde Visage Philipps auf, als wäre es ihre hämische Absicht, ihn zu narren.

Edvard King sprang aus dem Bett, tauchte den Kopf in kaltes Wasser, rieb ihn darauf gründlich mit dem Handtuch und kroch schnaufend wieder unter die Decke.

„Hundeseele," knurrte er, „wir wollen doch sehen, ob ich mit dir nicht fertig werde!"

Spitzbuben haben für ihresgleichen ein sehr feines Organ. Für Edvard King war es eine ausgemachte Sache, daß Philipp irgendwie mit dem Metier zusammenhing, dem er selbst schon seit Jahrzehnten nicht ohne Erfolg oblag. Trotzdem war Edvard King nicht bange. Wo zwei Spitzbuben miteinander in Konkurrenz treten, da siegt immer der, der der Tüchtigere ist. Und Edvard King hielt sich in seinem Fach für einen Meister.

Fünfzehntes Kapitel

„Ich — suche Herrn Wüllner!"

Zwischen Samuel Wüllner und Mister King war verabredet worden, daß sie heute nach dem Abendbrot eine kleine gemeinsame Exkursion durch das Nachtleben Berlins unternehmen würden.

Samuel Wüllner liebte zuweilen solche heimliche Eskapaden, die die Einförmigkeit seines beschaulichen Rentnerdaseins angenehm unterbrachen, und so hatte er sich auch heute auf die Abenteuer, die seiner harrten, gefreut.

Leider hatte Edvard King kurz vor dem Abendessen durch das Mädchen sagen lassen, er habe starke Kopfschmerzen und müsse deshalb das Bett hüten. Herr Wüllner möge entschuldigen. An einem andern Tage stehe er, Edvard King, wieder zu seiner Verfügung.

Nun, auf seine nächtliche Exkursion verzichtete Samuel Wüllner deshalb nicht, ja, er war jetzt erst recht entschlossen, sie zu unternehmen, stellte sie doch eine Art Erholung dar. Er hatte an dem Umgang mit dem ledernen Engländer längst mehr als ein Haar gefunden. Er war mithin vergnügt, allein losziehen zu dürfen, soupierte zusammen mit dem schweigsamen Philipp und machte keinen Hehl daraus, daß es recht spät werden würde, ehe er wieder heimkam.

„Und Sie, Philipp?" fragte er kordial. „Wollen Sie wieder im Garten sitzen und träumen?"

„Eigentlich nein," versetzte Philipp. „Wenn es Ihnen recht wäre, dann würde ich heute abend etwas andres tun."

„Bitte, bitte," ermunterte ihn Samuel Wüllner. „Reden Sie nur!"

Philipp sah recht verlegen aus, recht verlegen und recht bescheiden. „Ich habe in Ihrem Zimmer ein großes Werk über die deutschen Kolonien gesehen," sagte er. „Wenn Sie es gestatten, dann würde ich es diese Nacht studieren. Ich fühle mich recht aufgelegt dazu."

Samuel Wüllner war von der naiven Bescheidenheit, die ihm da entgegenleuchtete, fast gerührt. „Natürlich, mein lieber Philipp, kommen Sie nur, die Bücher stehen ganz zu Ihrer Verfügung."

Sie waren mit dem Essen fertig und begaben sich beide in Samuel Wüllners Zimmer hinüber.

„Da," sagte Samuel Wüllner. „Es sind sechs Bände. Wollen Sie alle auf einmal mitnehmen und lesen?"

„Sie sind etwas schwer," meinte Philipp zögernd.

„Bleiben Sie doch gleich hier," schlug Samuel Wüllner vor. „Hier am offenen Fenster sitzen Sie wie im Garten. Da können Sie lesen, rauchen oder träumen, ganz wie es Ihnen beliebt und so lange Sie Lust dazu haben."

„Wenn Sie glauben ..."

„Selbstverständlich! Und wenn Sie dann Schlaf haben, schließen Sie einfach das Zimmer hier ab und geben den Schlüssel dem Mädchen."

Samuel Wüllner war heute besonders guter Laune, denn er hatte von Dora durch das Telephon erfahren, daß sich das Leben auf Daberkow ganz prächtig anlasse. Der Baron sei der amüsanteste Gesellschafter, den man sich nur wünschen könne, und auch Richard sei im besten Zuge, auf dem Umwege über die fabelhafte Leidenschaft, die er schon so lange gesucht und nun endlich gefunden habe, zu dem großen dichterischen Werke zu kommen, das ihm einen Namen machen sollte ...

„Plaudern Sie doch noch eine Weile mit mir," lud Samuel Wüllner Philipp ein, „und stecken Sie sich eine von diesen Zigarren an. Es ist ganz was Feines."

„Ich danke," sagte Philipp und gab erst Samuel Wüllner und dann sich selbst Feuer.

„Nämlich," fuhr Samuel Wüllner fort, „es würde mich interessieren, Näheres über den Baron Kay zu erfahren. Ein sehr netter, ein sehr feiner Herr, wie mir scheint ... Sie kennen ihn und seine Verhältnisse doch genau?"

„Wie mich selbst," versicherte Philipp und machte eine Miene, die ganz Aufrichtigkeit, ganz Einfalt war.

„Was sind das eigentlich für eine Familie, die Kays?" fragte Samuel Wüllner.

„Eine sehr alte Familie," erklärte Philipp, und es schien, als sei seine Stimme von einer Wolke weicher Wehmut umhüllt, „eine Familie von sehr altem livländischem Adel. Sie hat schon sehr gute und auch sehr schlechte Tage gesehen."

„Auch sehr schlechte Tage?"

„Ja. Der Vater des jetzigen Barons ist in der sibirischen Verbannung gestorben. Er war in eine politische Verschwörung verwickelt. Eben als er begnadigt werden sollte, starb er."

„Wie traurig," sagte Samuel Wüllner gerührt. „Und der Sohn?"

„Der Sohn ist so etwas wie ein Abenteurer geworden. Das Unglück seines Vaters trieb ihn frühzeitig aus der Heimat, er durchstreifte trotz seiner Jugend die halbe Welt, aber er fand nirgends Ruhe."

„Ein solches Leben ist doch sehr kostspielig?" forschte Samuel Wüllner. „Man muß wohl große Mittel haben, um solche Weltreisen machen zu können?"

„Das muß man," nickte Philipp.

„Mithin ist der Baron sehr reich?"

„Er hat jederzeit die Mittel zur Verfügung gehabt, die zur Bestreitung seines enormen Lebensaufwandes nötig waren," wich Philipp diplomatisch aus.

„Hat er Güter?"

„Natürlich."

„In Sibirien?"

„In Livland," versetzte Philipp. „Wenn mich nicht alles täuscht, so hat er die Absicht, sein unstätes Leben aufzugeben, in die Heimat zurückzukehren und sich um den von seinem Vater ererbten Besitz zu kümmern ... Im Laufe der Jahre ist natürlich mancherlei stark verwahrlost."

„Das ist interessant," rief Samuel Wüllner aus. „Dann will der Baron wohl heiraten?"

„Schon möglich ...“

„Hat er — hat er schon — eine Braut?“ platzte Samuel Wüllner nervös heraus.

Philipp wurde rot, hüstelte und sah den dreisten Frager mit einem Blick unsäglicher Verlegenheit an. „Es — es scheint — fast so,“ stotterte er. „Aber — aber darüber — möchte ich — nichts sagen ...“

Samuel Wüllner erschien das auch ganz unnötig, denn er glaubte genug zu wissen. Vergnügt rieb er sich die wulstigen Hände.

„Sie haben recht, mein Lieber,“ meinte er und zwinkerte lebhaft mit den Augen. „Ein treuer Angestellter schwätzt über seinen Herrn niemals aus der Schule ... Übrigens, wie schmeckt Ihnen die Zigarre?“

„Sehr — sehr gut,“ antwortete Philipp beglückt.

„Da — da haben Sie noch mehr! Nehmen Sie nur, genieren Sie sich gar nicht! Rauchen Sie, lesen Sie — betrachten Sie sich in diesem Raum ganz als wie zu Hause! ... So, und jetzt gehe ich! Mag Mister King schlafen — ich will diese Nacht vergnügt sein! Adieu!“

Philipp blickte dem unternehmungslustigen alten Knaben so lange nach, bis die eiserne Gartentür hinter ihm zugefallen war. Weit entfernt davon, nunmehr nach dem sechsbändigen Werk über die deutschen Kolonien zu greifen, eilte er dann vielmehr in sein Zimmer und kehrte nach wenigen Minuten mit einem sauber verschnürten und versiegelten Paket zurück. Jetzt schloß er die Fenster, ließ die Jalousieen herab, verriegelte die Tür und machte Licht. Nichts von Träumerei und Versunkenheit stand mehr in seinem Gesicht zu lesen, in dem im Gegenteil jeder Nerv gespannt war. Was er jetzt tat, tat er nicht hastig, aber rasch und mit zielbewußter Energie.

Er öffnete vor allem mit einem Schlüssel, der wundervoll paßte, den berühmten Schrank, der die „Scherben eines Vermögens“ barg. Was er begehrte, das brauchte er nicht zu suchen, denn es lag für jedermann sichtbar da. Es war das Paket, das jenem, das er soeben geholt hatte, auf ein Haar ähnlich war.

Mit zwei Griffen wechselte er die beiden Pakete aus, schloß den Schrank wieder, schaltete das Licht aus, zog die

Jalousieen hoch, öffnete ein Fenster, entriegelte die Tür. Mit gemächlicher Harmlosigkeit trug er das erbeutete Paket in sein Zimmer, das er, nachdem er das Wertobjekt in einer soliden Reisetasche gut verwahrt hatte, sogleich wieder verließ, sorgsam die Tür hinter sich abschließend.

Nach drei Minuten saß er dann schon wieder in Samuel Wüllners Zimmer am offenen Fenster, rauchte und war nun wirklich mit großem Ernst in den ersten Band des umfangreichen kolonialen Werkes vertieft, das er sich von Samuel Wüllner erbeten hatte. Es dämmerte schon stark. Aber das war für Philipp keineswegs ein Grund, Licht zu machen. —

Dafür war das für Edvard King ein Grund, das Bett, das er vor zwei Stunden angeblich wegen heftiger Kopfschmerzen aufgesucht hatte, zu verlassen, sich anzukleiden und sich sodann im Klubsessel voller Gemütsruhe eine starke Zigarre anzuzünden.

Die heftigen Kopfschmerzen, an denen Mister King litt, waren merkwürdigerweise in dem Augenblick verschwunden, da er wahrgenommen hatte, daß Samuel Wüllner die nächtliche Exkursion in das Innere Berlins allein angetreten hatte.

‚Heute oder nie!' hatte da Edvard King gedacht. Und dasselbe dachte er auch jetzt noch, während er bei seiner Zigarre den Eintritt völliger Dunkelheit abwartete und dabei die einzelnen Phasen dessen, was zu geschehen hatte, im Geist noch einmal durchging.

Jetzt war es halb zehn, um zehn Uhr war es finster, und der Mond kam nicht vor elf. In diesem Zeitraum also mußte es getan sein!

Es war ja im Grunde so kinderleicht!

Unbemerkt und lautlos mußte er in den Garten gelangen, und aus diesem mit einem raschen Sprung durch das offene Fenster in das Samuel Wüllnersche Zimmer. Der Schrank war in wenigen Minuten geöffnet und wieder geschlossen. Ein vorsichtiger Satz in den Garten zurück — und nach wenigen Schritten war er dann mit den Papieren draußen auf der Straße!

Ein Auto brachte ihn dann schnell zum Lehrter Bahnhof, noch vor Anbruch des Morgens, noch ehe Samuel Wüllner vielleicht stark angetrunken und schläfrig aus dem nächtlichen Berlin zurück war, war er schon in Hamburg, wo er bei

Bekannten spurlos untertauchte. Wenige Tage später trat er völlig veränderten Aussehens und Namens die Überfahrt nach England an. Die Rexaktien durften dann getrost steigen, soviel sie nur wollten! — —

Edvard King fuhr aus seinen Träumen auf und warf die nahezu ausgerauchte Zigarre in einem Bogen durchs Fenster in den Garten.

Teufel, da hätte er ja beinahe die Zeit verpaßt!

Er ritzte ein Streichholz an und sah auf die Uhr. Zehn Minuten nach zehn. Recht so, das war gerade das Richtige!

Vorsichtig beugte er sich zum Fenster hinaus und spähte in den Garten hinunter. Nichts rührte sich, kein Mensch war unten. Also, in drei Teufels Namen — los!

Edvard King zog einen leichten Überrock an, setzte den Hut auf und öffnete die Tür seines Zimmers. Mit angehaltenem Atem lauschte er in das Haus hinunter. Kein Laut. Er trat auf den Gang hinaus, horchte wieder und schloß die Tür hinter sich. Auf leisen Sohlen stieg er die Treppe hinunter.

Als er an Philipps Zimmer vorbei kam, lugte er durch das Schlüsselloch. Kein Lichtschimmer! Schlief der Bursche? Hoffentlich!

Ohne irgendwo anzustoßen, tastete sich Mister King durch die Diele. Jetzt stand er vor der Haustür. Er öffnete sie, trat hinaus, zog sie geräuschlos hinter sich zu.

Er nahm die drei Stufen in den Garten hinunter. Mit zwei Sätzen war er hinter dem Hause.

Dort befand sich die Bank, von der Philipp immer redete. Er tat, als wollte er sich auf ihr niederlassen und fand sie leer. Er jubelte innerlich. Und dort war das offene Fenster von Samuel Wüllners Zimmer. Und nirgends ein Licht, nur auf der andern Seite des Hauses, in der Küche, war man noch wach. Die Gelegenheit war günstig! Was wollte er mehr?

Er schöpfte tief Atem, zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen, der ein Ansporn sein sollte, und stand auf. Jetzt galt es! Los!

Er schlich sich an das offene Fenster. So, da stand er nun. Er war von Figur so hoch, daß sein Kopf über den Fensterrahmen ragte.

Zunächst horchte er. Natürlich rührte sich nichts, wer

sollte auch darin sein, nachdem Samuel Wüllner fortgegangen war und das Zimmer hinter sich abgeschlossen hatte?

Dann starrte er in die Finsternis hinein und suchte sie zu durchdringen. Er hatte scharfe Augen, und es wäre ihm sicherlich nichts entgangen, wenn etwas da gewesen wäre, was man hätte sehen können. Aber natürlich gab es nichts zu sehen — das Zimmer war leer!

Gut also, jetzt kam der Sprung!

Mit fester Hand umfaßte Mister King den Fensterrahmen und wollte sich schon hinaufschwingen, als — —

„Guten Abend, Mister King — wollen Sie Herrn Wüllner einen nächtlichen Besuch durchs Fenster abstatten?"

Edvard King prallte zurück. Einen Augenblick benahm ihm der Schrecken den Atem. Darauf kam die Wut in ihm hoch, er hatte an der Stimme Philipp erkannt. Er stieß einen fürchterlichen Fluch aus.

„Nun," fragte Philipp sanft von drinnen, „haben Ihre Kopfschmerzen nachgelassen, Mister King?"

„Was — was tun Sie in dem Zimmer?" ächzte Edvard King.

„Was wollen Sie in dem Zimmer tun?" gab Philipp voll schmeichelnder Ironie zurück.

„Ich — ich suche Herrn Wüllner!"

„Sie werden ihn bei der Finsternis schwerlich finden, Mister King. Ich rate Ihnen, zu warten, bis der Mond aufgeht."

Edvard King hörte ein leises Lachen. Dann wurde ihm mit einem Male das Fenster vor der Nase zugeschlagen. Wie ein begossener Pudel stand er allein in dem finsteren Garten.

Er ballte die Fäuste und fluchte ein zweites Mal. Mit einem Ruck machte er kehrt. Er verließ den Garten mit der festen Absicht, sich in dieser Nacht noch einen tüchtigen Rausch anzutrinken.

Sechzehntes Kapitel

„Ich heiße Georg!"

Der Wagen mit den zwei Braunen stand wartend vor dem Portal des Schlosses, und der alte Brachtl, der nicht nur Gärtner, sondern je nach den Umständen auch Kutscher und Kammerdiener war, knallte mit der Peitsche.

Von den Stufen der Freitreppe winkten Richard und Lisa den Scheidenden Abschied zu. Sie sahen nicht danach aus, als ob sie sich darüber grämten, daß sie nunmehr allein in Daberkow zurückbleiben würden.

„Grüße Papa von mir!" rief Richard Dora zu.

„Und bestellen Sie, bitte, Mister King, daß ich einstweilen noch nicht daran denke, nach Berlin zurückzukehren," fügte Lisa, sich an den Baron wendend, hinzu.

Dora zögerte noch immer, einzusteigen. Sie warf einen Blick auf die zwei Rohrplattenkoffer vorn auf dem Kutschbock. Der eine enthielt ihr Gepäck, der andre dasjenige des Barons.

„Ob ich's wirklich tu?" sagte sie gedrückt und flüsternd zu Frank.

„Hat die kühne Männerbändigerin schon Angst?" spottete Frank ebenso leise.

Dora umfaßte ihn nochmals mit einem schnellen Blick. Seine Augen suchten die ihren und bohrten sich siegessicher in sie. Da lächelte auch sie, nahm seine Hand und stieg ein. Er nahm neben ihr Platz. Der alte Brachtl schnalzte mit der Zunge, und die Pferde zogen an. In leichtem Trab strebte der Wagen zwischen üppig aufschießenden Kornähren und saftigem Gras in der Glut der Mittagshitze der Bahnstation zu.

Dora war von der Tatsache, daß sie nun wirklich fuhr, noch ganz benommen. Sie lehnte sich zurück, schloß die Augen und fühlte, wie heftig ihr Herz klopfte. Wie war das nur so schnell gekommen?

Gestern abend hatte sie Frank jedenfalls beim Wort genommen. Aus ihrem Flirt, der bisher halb Spiel, halb Ernst gewesen, war mit einem Male ganzer Ernst geworden.

„Gut, Dora," hatte Frank gesagt, „bist du bereit? Morgen fliehen wir. In wenigen Tagen sind wir in England. Dort kannst du mich in Ketten legen. Wir werden Mann und Frau."

Und sie? Sie war lachend darauf eingegangen, überzeugt, daß er doch bloß scherze.

„Packen wir gleich?" hatte sie gefragt.

„Gewiß, wir packen."

„Was nehmen wir mit?"

„Nur das Allernötigste, denn in kürzester Zeit sind wir wieder zurück. Wir warten in London nur die telegraphische Einladung deines Vaters ab."

„Und wenn die ausbleibt?"

„Dann — dann bist du eben trotzdem meine Frau — oder vielmehr ich bin dein Mann, den du glücklich gefangen hast!"

„Aber wer ist eigentlich der Mann, den ich mir dann gefangen habe? Du weißt, daß mir an dem Baron nichts gelegen ist."

„Habe ich dir nicht schon gesagt, daß ich gar kein Baron bin?"

„Gesagt schon — aber nicht bewiesen!"

„Den Beweis liefere ich dir jenseits der Grenze."

„Warum nicht gleich?"

„Weil — weil du dann vielleicht erschrecken und Bedenken bekommen könntest."

„Ich? Die ich mir nichts sehnlicher wünsche als einen Mann, der ein verwegener Abenteurer wäre?"

„Ich hoffe, daß ich dich in dieser Beziehung noch zufriedenstellen kann ... Packen wir also?"

„Wir packen!"

„Und reisen wir?"

„Wir reisen!"

„Und werden wir Mann und Frau?"

„Ja — wir werden ...!"

Dora erschauerte jetzt, wenn sie an die Umarmung dachte, die ihr nach diesem ihrem Versprechen von seiten Franks zuteil geworden war. Etwas Sonderbares hatte da ihre Sinne umnebelt, etwas Süßes, von dem sie dumpf gefühlt hatte, daß es das Schicksal und die Liebe war. Von diesem Augenblick an war sie ohne eigenen Willen gewesen. Was sie jetzt tat, das tat eigentlich nicht mehr sie selbst, der Mann da neben ihr tat es, den sie hatte fangen wollen und der sie selbst gefangen hatte. Sie gehorchte nur. Und sie, die bisher immer nur befohlen hatte, entdeckte mit einem Male, daß eine seltsame Lust in diesem Gehorchen lag.

Der Wagen hielt mit einem jähen Ruck, und Dora öffnete die Augen. Frank stand schon auf der Straße und reichte ihr die Hand. Der alte Brachtl nahm eben den einen Koffer auf die Schultern, um ihn beim Gepäckschalter aufzugeben.

„Hast du noch Angst?“ fragte Frank mit mehr Zärtlichkeit als Ironie.

Dora hängte sich bloß in seinen Arm. „Tu, was du für nötig und richtig hältst,“ flüsterte sie.

Sie traten auf den Bahnsteig. Die Kleinbahn kollerte bimmelnd heran. Ein Schaffner riß ihnen ein Abteil zweiter Klasse auf. Eine erste Klasse gab es auf dieser Strecke nicht. Die Tür fiel krachend hinter ihnen ins Schloß. Keuchend setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Frank nahm Dora in seine Arme. „Nun?“ fragte er.

„Ich kann es noch gar nicht glauben,“ sagte sie. „Es ist wie ein Märchen.“

„Halte es ruhig dafür,“ schmeichelte er ihr, indem er sie auf beide Augen küßte. „Du bist eine Prinzessin, und ich bin ein Räuber, der sich für einen Prinzen ausgegeben hat, um die Geliebte zu entführen.“

„Ach, du bist wirklich ein Prinz!“ lachte sie glücklich.

„Nein, ein Räuber,“ gab er zärtlich zurück, „einer, der dir das Gruseln lernen will.“

„Tu das,“ bettelte sie, „ich möchte mich so gerne vor dir fürchten!“

* * *

Nun schwammen sie auf dem Kanal, und nur eine kurze Strecke trennte sie noch von der englischen Insel. Wie im Traum hatte Dora die Reise zurückgelegt, vor der Wirklichkeit der Tatsache, daß sie sich mit Frank auf einer abenteuerlichen Flucht befand, gewaltsam die Augen schließend. Mehrmals hatte Frank den Versuch gemacht, ernsthaft mit ihr zu reden und ihr das mitzuteilen, wonach sie zuvor so neugierig gewesen war. Allein ein jedesmal hatte sie es abgelehnt, ihm zuzuhören.

„Schweig,“ hatte sie gebettelt, „ich will nichts hören. Ich will, daß alles ein Traum ist und ein Traum bleibt. Du sollst mich nicht daraus wecken.“

„Aber du wirst nicht immer träumen können, Dora!“

„Warum nicht? Hast du Böses mit mir vor?“

„Das nicht ...“

„Gut, ich vertraue dir. Ich vertraue dir auf den bloßen Augenschein hin. Ich liebe dich — magst du sein, wer du willst.“

Er war respektvoll um sie bemüht, mehr artiger Kavalier als Bräutigam, und sie dankte es ihm mit einer stummen Anerkennung aus ihren Augen. Obwohl recht versonnen, war sie doch im Grunde heiter, und er, der es verstand, sich jeder ihrer Stimmungen anzupassen, vertrieb ihr die Zeit auf so angenehme Weise, daß sie gewünscht hätte, die Reise möchte noch Tage dauern. Keine Spur von Furcht oder von Bangigkeit wandelte sie in seiner Gegenwart an, eine so große Sicherheit ging von ihm aus, daß sie sich auch ihr mitteilte. Noch keinen Augenblick hatte sie bereut, was sie getan hatte. —

Sie lag auf einem Streckstuhl auf Deck und blickte vor sich hin ins Ungefähre. Er schob einen Hocker heran und setzte sich an ihre Seite. Er zog die Uhr.

„Noch eine Stunde," sagte er, „und wir landen."

„Wie schade," bemerkte sie.

„Ja, jeder Traum hat einmal ein Ende. Ich muß dich jetzt wecken, Dora. So leid es mir tut."

„Was soll das heißen?" fragte sie.

„Das soll heißen, daß du jetzt endlich erfahren mußt, wer ich bin. Du kannst unmöglich einen Fremden heiraten. Ich lüfte also meine Maske. Sollte dir mein wahres Gesicht nicht gefallen, dann steht es dir frei, mit dem nächsten Schiff wieder umzukehren. Ich bringe dich ebenso unversehrt wieder heim, wie ich dich entführt habe."

Er sprach so ernsthaft, daß sie stutzte. Auch eine gewisse verhaltene Traurigkeit glaubte sie aus seiner Stimme herauszuhören. Das fesselte sie plötzlich weit stärker an ihn, als alles andre, was ihr bisher so sehr an ihm imponiert hatte. Sie sah zärtlich zu ihm auf.

„Darf ich reden?" fragte er.

Sie nickte.

Er entnahm seiner Brieftasche ein vergilbtes Papier, entfaltete es und überreichte es ihr. „Ich habe dir versprochen, dir, sobald wir jenseits der deutschen Grenze sein würden, zu beweisen, daß ich nicht der bin, für den mich alle Welt hält. Hier ist mein Geburtsschein. Bitte, lies!"

Sie gehorchte und warf einen Blick auf das Papier. Ihre Wangen röteten sich jäh. „Georg Zinnkall?" lispelte sie. „Wer ist das?"

„Das bin ich."

„Du wärest der Sohn des — —?"

„— — des Schuhmachermeisters Emil Leberecht Zinnkall und dessen Ehefrau Marianne in Schwiebus, jawohl. In Schwiebus bin ich in die Schule gegangen, bis zu meinem vierzehnten Lebensjahre. Darauf kam ich zu einem Schlossermeister in die Lehre, dem ich aber nach anderthalb Jahren in einem Anfall ungestümen Tatendranges nach Berlin durchbrannte, wo ich nacheinander Zeitungsjunge, Hotelhausknecht und schließlich mit achtzehn Jahren Kellner war."

Ebenso schnell, wie sie gekommen war, wich die Röte wieder aus den Wangen Doras und machte einer fahlen Blässe Platz. Sie blickte geradezu entsetzt zu Frank auf. „Ja," stammelte sie, „wie bist du denn dann —?"

„Baron geworden?" ergänzte er spöttisch. „Mit Hilfe meiner guten Figur, netter Umgangsformen und eines nicht alltäglichen Talentes, die Menschen immer dort zu packen, wo sie am leichtesten zu packen sind: bei ihrer Dummheit."

Er verschränkte die Arme, lächelte und fuhr fort: „Ich bin übrigens nicht immer nur Baron gewesen, ich war mehr oder auch weniger, wie es eben die Umstände gerade verlangten. In Deutschland habe ich mich oft mit dem bescheidenen Prädikat ‚von' begnügt, während ich in Rußland einmal sogar Fürst war. In Amerika drüben gab ich abwechselnd Gastrollen als Prediger einer pietistischen Gemeinde und als einfacher, aber schwer reicher Mister Thomson, der auf der Börse in Weizen spekulierte. In Neapel sprengte ich einmal die Bank als ein vermeintlicher englischer Lord, während mich in London wiederum einige englische Lords zu ihrem Schaden als portugiesischen Grande kennen lernten, der sie alle im Hasardspiel rupfte. Bis ich schließlich in Riga die Bekanntschaft eines Mannes machte, der neben verschiedenen bemerkenswerten Talenten den durchaus echten Titel eines Barons Kay sein eigen nannte. Da er mit diesem nichts Rechtes anzufangen wußte, nahm ich ihm den Baronstitel ab, gab ihm den schlichten Namen Philipp und machte ihn zu meinem Bedienten."

„Was," rief Dora verwirrt aus, „dein Privatsekretär Philipp wäre —?"

Frank nickte. „Der echte Baron Kay. Er ist ein ge-

schickter und brauchbarer, aber armer und bedauernswerter Bursche, der es verdient, daß man ihm endlich auf die Beine hilft. Das will ich tun. Er soll demnächst in die Lage versetzt werden, das total verschuldete Gut wieder flott zu machen, das ihm sein Vater in Livland hinterlassen hat. Er wird dann sehr schnell ein höchst nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden."

Mehr als zuvor war es Dora, als ob sie träume. War es denn die Möglichkeit, daß sie wach war und daß das, was ihr da mit der größten Seelenruhe erzählt wurde, auf Wahrheit beruhte?

Zögernd blinzelte sie unter den halb geschlossenen Lidern hervor zu Frank hinüber. Der hatte die Arme verschränkt und rauchte eine Zigarette, während sich seine Blicke in einer Art lässiger Wehmut über das Wasser hin verloren.

„Wie schön er ist," dachte Dora, „wie männlich!"

Bei Gott, sie konnte nicht anders: sie mußte ihn bewundern — ihn, den ehemaligen Kellner Georg Zinnkall aus Schwiebus!

„Aber das Geld!" hauchte sie. „Woher hast du das viele Geld genommen, das dir auf diese Weise durch die Hände geronnen ist?"

„Wo ich es gerade fand," antwortete er leichthin. „Das Geld liegt ja auf der Straße, und ein Mann von Intelligenz und Phantasie braucht sich nicht einmal zu bücken, um es aufzuheben: es gibt Diensteifrige genug, die sich für ihn bemühen und es ihm devot überreichen!"

Er machte eine Pause und sah sie fest an. „Wofür du mich nun auch immer hältst, Mädchen: für einen Dieb, Schwindler, Räuber oder Hochstapler — das eine darfst du mir unbesehen glauben: ich habe in meinem Leben niemanden geschädigt, der es nicht reichlich verdient oder dem es sehr weh getan hat! Ich war zwar oft ein Gauner, aber dabei trotz allem ein Kavalier. Und du darfst am allerwenigsten glauben, daß mich kalte Habsucht dazu verleitet hat, dich zu einem Schritt zu verleiten, der dir jetzt vielleicht schon entsetzlich leid tut."

Ihr Gesicht glühte sofort wieder. „Das glaube ich auch nicht," lispelte sie.

„Ich habe dich wirklich lieb," fuhr er weich fort, „und

du wärest das Mädchen, das mein Leben in ruhige und gerade Bahnen leiten könnte."

Sie senkte verwirrt den Kopf und schwieg.

Er warf die halb ausgerauchte Zigarette über Bord und lachte spöttisch. „Da hast du den Abenteurer, Mädchen den Mann, von dem du so sehnsuchtsvoll träumtest. Jetzt, wo er leibhaftig vor dir steht, der ehemalige Kellner, der dennoch ein Baron ist, weil er es, wie du einmal sagtest, so vortrefflich versteht, den Baron zu markieren — jetzt verflüchtigt sich dein Traum, und die Wirklichkeit jagt dir Angst und Scham ein!"

Sie schwieg noch immer.

Da setzte er eine neue Zigarette in Brand, zog wieder die Uhr und meinte: „Noch eine halbe Stunde, und wir landen. Ich denke, mein gnädiges Fräulein, daß es das beste ist, wenn wir, kaum an Land gekommen, sogleich wieder in See stechen. Sie erlauben doch, daß ich Sie auch auf der Rückreise begleite?"

„Baron!" sagte sie leise.

„Ich bin nur Kellner," versetzte er trocken.

„Frank ..."

„Ich heiße Georg!"

„Georg!" hauchte sie.

Er ignorierte das. „Haben Sie sich entschlossen?" fragte er kühl.

„Georg, quäle mich nicht," bettelte sie heftig. „Ich bin nicht so feig, wie du denkst."

„Was soll das heißen?" fragte er kalt.

„Das soll heißen, daß wir nicht heimreisen," versetzte sie unter tiefem Erröten. „Daß wir nach London weiterfahren, wie es abgemacht war."

„Und in London?"

„In London lassen wir uns trauen. Unbedingt. Jetzt erst recht."

„Wie, Sie wollen die Frau eines Mannes werden, der Zinnkall heißt und aus Schwiebus stammt?"

Sie konnte schon wieder lächeln. „Schwiebus liegt immerhin in Deutschland. Mein Vater stammt aus Galizien und heißt Samuel Wüllner. Hat der Name mehr Klang?"

„Aber ich war ehedem Kellner, Sie unbesonnenes Mädchen.

Ich habe Gäste bedient und Trinkgelder von ihnen genommen — ja, ich habe oft sogar für fünf Pfennige ‚Danke sehr!‘ gesagt!“

„Mein Vater war sogar Trödler!“

„Aber er ist dann Bankier geworden!“

„Und Sie sogar Fürst!“

„In welcher Eigenschaft ich Bankiers das Fell über die Ohren gezogen habe, ja!“

„Und mein Vater, der Bankier?“ lachte sie zurück. „Er soll auch andern das Fell über die Ohren gezogen haben — sogar Grafen und Fürsten!“

„Ja er soll ein Spitzbube gewesen sein ...“

„Genau wie du!“

„Du meinst, dafür müßte er mit einem Hochstapler als Schwiegersohn bestraft werden?“ fragte er.

Sie nickte. „Ebenso wie du mit einer Frau bestraft werden mußt, die dir die Hochstapelei für alle Zeiten austreibt!“

Er trat hinter sie, beugte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr ins Ohr: „Versprichst du mir, es gnädig mit mir zu machen?“

„Wenn du mir Besserung versprichst — ja!“

„Ich verspreche dir, mich zu bessern!“

„Ganz und gar?“

„Ganz und gar!“

„Ehrlich und brav zu leben?“

„Du meinst, von den Zinsen des großen Vermögens, das du mir zweifellos mitbringst?“

Sie nickte.

Er wehrte hochmütig ab. „Ich danke. Das werde ich gar nicht nötig haben.“

„Bist du so reich?“

Er schlug an seine Brusttasche. „Gegenwärtig werde ich kaum mehr als einige tausend Mark bei mir haben. Die sind mein ganzer Besitz. Aber in ungefähr vierzehn Tagen werde ich über mindestens eine Viertelmillion verfügen.“

„Ehrlich verdient?“

Er schüttelte den Kopf. „Gestohlen!“

„Von dir?“ entsetzte sie sich.

Er lachte. „Nein, von einem andern.“

„Von wem?“

„Von Mister King.“

Sie fuhr auf. „Der ist auch —?“

„Ein Spitzbube?“ ergänzte er. „Und was für einer! Er hält sich nur zu dem Zwecke bei deinem Vater auf, um ihm die Rexpapiere zu stehlen, die sich als angebliche Kuriosität in dem berühmten Schrank befinden.“

Sie machte ein ungläubiges Gesicht. „Die wertlosen Kupferaktien?“

„Sie werden in wenigen Tagen eine Hausse erleben, wie sie nur selten ein Papier erlebt. Man ist in der verkrachten Mine auf neues Kupfer gestoßen. Das weiß Mister King. Aber es gibt noch jemanden, der das erfahren hat. Philipp nämlich, der wahre Baron Kay!“

„Und der —?“

„... der läßt den dummen Mister King die Papiere ruhig stehlen, um sie ihm dann auf geschickte Weise wieder abzunehmen und sich mit ihrer Hilfe verdientermaßen endlich selbst auf die Beine zu helfen ... Du siehst, es gibt noch eine Gerechtigkeit: das Gute wird belohnt und das Böse bestraft.“

„Aber mein Vater!“ rief Dora aus. „Er kommt auf diese Weise doch zu Schaden!“

„Er zahlt nur an einen verarmten Baron einen kleinen Teil dessen zurück,“ meinte Frank voll philosophischer Ruhe, „was er andern reichen Baronen früher abgenommen hat. Das ist nur gerecht und billig.“

Das Nebelhorn des Schiffes gab einen langgezogenen dumpfen Ton von sich. Das Deck wurde mit einem Male lebendig.

„Nun,“ sagte Frank, „wir nähern uns dem Land. Sind wir einig?“

Dora faßte seine Hand und drückte sie. „Das sind wir,“ sagte sie entschlossen. „Du hast mich gefangen. Behalte mich!“

„Und du mich,“ versetzte er, indem er ihr galant die Hand küßte.

Siebzehntes Kapitel

„Ich habe es gern getan!“

Richard befand sich in vollständiger Automobildreß und war geladen mit einem Hunger, den es nach mehreren hundert Kilometern gelüstete, die mit der Gier eines Nimmer-

sattes verschlungen sein wollten. Er selbst hatte seinen Wagen geprüft, geölt und bis auf das Kleinste und Letzte instand gesetzt, so daß es wahrlich nicht an ihm lag, wenn die Abfahrt noch immer hinausgeschoben wurde. Er war ungeduldig und nervös und wollte jetzt die Entscheidung herbeiführen, so oder so.

„Brachtl," rief er, „ist mein Gepäck untergebracht, he?"

Der alte Brachtl wischte sich den Schweiß von der Stirn und antwortete: „Jawohl. Der Koffer des gnädigen Herrn befindet sich hinten am Wagen. Bloß — —"

„Nun?"

„. . . bloß, das gnädige Fräulein meint, ihr Koffer wäre zwar auch schon gepackt — aber sie möchte es sich doch erst noch lieber mal überlegen, ob sie mitführe." Und halb vertraulich lächelnd setzte er hinzu: „Ich glaube, das gnädige Fräulein hat Angst."

„Unsinn," sagte Richard, ließ den grinsenden Alten stehen und eilte in Lisas Zimmer hinüber.

Auch Lisa war zur Abfahrt angekleidet, doch saß sie mit einem aufgeschlagenen Buch auf der Chaiselongue und machte einen recht unentschlossenen Eindruck.

„Lisa," forderte sie Richard energisch auf und runzelte die Stirn, „jetzt oder nie! Dora und der Baron sind in Berlin, die Gelegenheit ist günstig. Packen wir sie beim Schopf, drehen wir deinem Onkel eine Nase! Komm, steig ein! Ich fahre wie der Teufel! Morgen um die Zeit können wir auf dem Schiff nach England sein!"

„Ich — ich trau mich nicht," zögerte Lisa.

„Was? Wo du noch vor einer Stunde fest entschlossen warst? Wo du fix und fertig angekleidet bist und dein Koffer gepackt ist?"

„Ich kann es noch immer gar nicht glauben . . ."

„Wann, um des Himmels willen, willst du es denn glauben, Lisa?"

„Ich habe Angst . . ."

„Vor dem Auto?"

„Ja."

„Wo mir noch nie etwas passiert ist?"

„Doch, du hast schon ein Bein gebrochen!"

„Rede nicht von solchen Lappalien, Lisa, wo unser Glück

und mein Roman auf dem Spiele stehen! In wenigen Tagen sind wir verheiratet und bitten deinen Onkel telegraphisch um seinen Segen oder seinen Fluch! Lockt dich die Aussicht gar nicht?"

„Oder wir haben beide den Hals gebrochen und sind tot," antwortete Lisa. „Und ich möchte gern noch recht lange leben."

„Das sollst du auch, und zwar unter glänzenden Verhältnissen. Habe ich dir das nicht versprochen?"

„Versprochen schon. Aber wirst du dein Versprechen auch halten?"

„Mein Ehrenwort, Lisa!"

Sie stand auf und legte Richard beide Arme auf die Schultern. „Laß dich ansehen ..."

„Bitte," sagte er kokett.

„Du bist ein Kind, Richard — aber du gefällst mir und ich vertraue dir. Gut also, ich bin entschlossen ... Aber wollen wir anstatt des Autos nicht doch lieber die Eisenbahn benützen?"

Er wehrte gekränkt ab. „Du mißtraust meiner sportlichen Tüchtigkeit, Lisa, und das verletzt mich mehr, als wenn du Zweifel in die Ehrlichkeit meines Charakters setzen würdest!"

Sie umschlang ihn und schmeichelte: „Wirst du mich gewiß auch nicht totfahren, mein Junge?"

„Nein," schwor er, „so wahr als ich mir bloß einmal die Knochen gebrochen habe!"

„Und wirst du nicht zu schnell fahren? Es eilt doch gar nicht so sehr ..."

„Mir eilt es sehr," gab er zurück und war vor Ungeduld ganz rot und fahrig, „ich kann es kaum erwarten."

Sie seufzte. „Gut, so fahren wir. Du trägst die Verantwortung. Ich wasche meine Hände in Unschuld."

Richard riß die Tür auf und rief auf den Gang hinaus: „Brachtl, den Koffer! Beeilen Sie sich! Schnell!"

Ehe fünf Minuten vergingen, war auch der zweite Koffer hinterm Wagen verstaut. Lisa stieg ein, Richard kurbelte an und ließ sich an ihrer Seite nieder.

Der alte Brachtl zog die Mütze und fragte, ob er etwas zu bestellen hätte, wenn der alte Herr Wüllner aus Berlin telephonisch anfragen sollte.

„Wir haben einen Ausflug gemacht," rief Richard, „und es ist noch völlig unbestimmt, wann wir zurückkehren ... Gott befohlen! Adieu!"

Der Wagen zog an und sauste schon die Allee entlang.

„Langsam," flehte Lisa, „ich bitte dich!"

„Wir müssen unser Glück im Sturm nehmen!" lachte Richard. „Und wenn mir jetzt Mister King über den Weg kommt, dann fahre ich ihn unbarmherzig über den Haufen!"

* * *

Wer lieben will, der muß auch leiden. Und wessen Ziel eine reiche Heirat ist, der muß erst recht manches in Kauf nehmen, wofür er sich sonst bestens bedanken würde.

Ein hohes Ziel muß man sich erkämpfen. Lisa erkämpfte sich das ihre mit Todesgefahr. Schließlich nimmt auch eine Autofahrt einmal ein Ende, um so eher, je rasender sie exekutiert wird.

Als Lisa das Auto verließ und das Schiff bestieg, das sie mit Richard nach England bringen sollte, da war ihr, als seien ihr alle Knochen im Leibe gebrochen.

Dafür war ihr Wille noch fest und ganz. Mit dem wollte sie jetzt das letzte Hindernis nehmen, das ihrer Vereinigung mit Richard noch im Wege stand. Dieses Hindernis war ihre Vergangenheit. Die sollte und mußte Richard noch erfahren.

Sie beschloß also, ihm zu beichten. Da aber nichts leichter die Zunge löst, als ein guter Wein, und da anderseits ebenso nichts leichter in einem Beichtvater, der absolvieren soll, jene rosige Stimmung herstellt, in der der Mensch alles versteht und deshalb auch alles verzeiht, als wieder ein guter Wein, so kam es Lisa höchst gelegen, als Richard zu ihr sagte: „Ich denke, wir bleiben nicht auf Deck und sehen uns das öde Wasser an. Komm, geh mit mir in meine Kabine, ich sorge für einen guten Tropfen!"

Richard sorgte nicht bloß für ein paar gute Tropfen, er sorgte gleich für ein paar beste Flaschen. Als er die dritte „Schloß Johannisberg" entkorkte, glaubte Lisa, daß er so weit sei, das, was sie ihm zu sagen hatte, so zu verstehen, daß er es ihr auch verzieh. Sie zögerte also nicht länger.

„Um auf deinen Roman zurückzukommen, Richard," begann sie, „bist du dir über die Heldin jetzt klar?"

„Ich möchte dich erst fragen," antwortete er, „ob du dir auch über den Helden klar bist?"

„Durchaus," versicherte sie.

„Nämlich?" fragte er neugierig.

„Er ist nicht bloß ‚nett', wie ich bisher immer nur dachte," sagte sie, und die Art, wie ihre Augen dabei in ein feuchtes, verträumtes Glänzen kamen, verriet, daß es ein offenes Liebesgeständnis war, was sie da machte, „nein, er ist der liebenswürdigste, geistreichste, bestrickendste Mann, den sich ein Mädchen nur zum Bräutigam wünschen kann. Es ist unmöglich, ihm zu widerstehen. Es ist nur zu begreiflich, daß die Heldin mit ihm durchbrennt."

Selbst einem erfahrenen älteren Herrn würde ein solches Lob geschmeichelt haben. Da indessen Richard nur ein unerfahrener junger Mann war, schmeichelte es ihm *sehr*, ja, es berauschte ihn direkt.

Er quittierte es also mit einem glückseligen Lächeln und sagte: „Siehst du, Lisa, jetzt fange ich auch an, mir über die Heldin klar zu werden. Du mußt mir nur noch ein wenig helfen, dann bin ich schnell im Bilde. Ja?"

„Gern," nickte sie.

Sie stießen miteinander an und tranken die Gläser aus. Lisa schenkte sie von neuem voll. Es war ganz erstaunlich, wieviel sie vertrug.

„Wenn ich nicht irre," begann Lisa, „dann wünschtest du doch von deiner Heldin, daß sie kein harmloses Gänschen wäre, wie sie zu Abertausenden auf der Welt herumlaufen. Sollte sie nicht interessant sein, eine Vergangenheit haben?"

„Das sollte sie," bestätigte Richard. „Die Vergangenheit einer Romanheldin kann nie bewegt genug sein!"

„Sag, bestehst du unbedingt darauf, daß spanisches Blut in ihren Adern fließen muß?"

„Darauf lege ich eigentlich Wert."

„Ich dächte, ein gutes Wiener Blut zum Beispiel wäre doch auch nicht zu verachten — besonders wenn es von Adel wäre ..."

„Ein Wiener Blut?" fragte er erstaunt. „Und dazu von Adel?"

„Wenigstens von der väterlichen Seite her," erklärte sie. „Die Mutter der Heldin brauchte ja bloß eine arme Näherin

gewesen zu sein. Eine arme Näherin als Mutter der Heldin macht sich in einem modernen Roman immer gut. Der Vater der Heldin dagegen war bestimmt ein Baron, wenn nicht gar ein Graf ..."

„Weiß man das nicht genau?"

„Nein, das weiß man nicht, über diesem Punkt herrscht völlige Dunkelheit, jene berühmte Romandunkelheit, die der Leser und besonders die Leserin so sehr lieben ... Die Geschichte war etwa so: Die arme Näherin lernte einst einen Mann kennen und lieben, der ihr sagte, er sei ein Graf. Das Liebesglück war indessen nur kurz, denn der Graf verschwand eines Tages spurlos. Und später kam dann eben ein kleines Kind zur Welt, ein reizendes Mädchen, das auf den Namen der Mutter getauft wurde."

„Wie?"

„Elisabeth!"

„Und der Familienname?"

„Ohr. Elisabeth Ohr. So hieß nämlich die Mutter."

„Elisabeth Ohr?" murmelte Richard enttäuscht. „Das ist eigentlich — —"

„Kein schöner Name, meinst du? Das tut nichts. Er wird ja schließlich klangvoll verändert. Denn das reizende kleine Mädchen, dem mit dreizehn Jahren die Mutter stirbt, geht mit sechzehn Jahren mit einem Impresario, der sie zufällig kennen lernt, nach Amerika, um sich dort zur Tänzerin ausbilden zu lassen ... Ist das nicht interessant und romantisch?"

Richard fing den glutvollen Blick auf, der ihm zugeworfen wurde, nickte eifrig und bestätigte: „Sehr!"

„Es kommt noch weit interessanter und bewegter," fuhr Lisa fort. „Die kleine Elisabeth, die von jetzt an Lisa heißt, hat Glück und gefällt. Sie tritt in kleineren Varietés auf und hat bald einen Schwarm von Verehrern um sich. Aber sie ist brav, wirft sich nicht weg und wird außerdem von ihrem Impresario mit Argusaugen überwacht, der sich selbst irrsinnig in sie verliebt hat ..."

„Der Impresario?" bemerkte Richard mit Stirnrunzeln. „Der alte Kerl?"

„Er ist noch nicht so alt. Er steht in den besten Mannesjahren."

„Ist er hübsch?“
„Er ist nicht gerade häßlich.“
„Ein Amerikaner natürlich?“
„Nein, ein Engländer.“
„Pfui!“ gab Richard, der unwillkürlich an Mister King denken mußte, seiner Verachtung Ausdruck. „Hat er Geld?“
„Er hat bald Geld, das er verschwenderisch ausgibt, bald sitzt er auf dem Trockenen. Er ist ein Mensch, der bald dies und bald jenes tut, dem man gern allerhand Zweifelhaftes zutraut, der jedoch nie zu fassen ist und deshalb immer oben schwimmt ...“
„Eine dunkle Existenz also,“ sagte Richard befriedigt.
„Ja ... Und die schöne Lisa macht inzwischen Karriere. Als sie achtzehn Jahre ist, gelingt es ihrem Impresario, sie unter dem Namen Lisa dal Oro auf eine große amerikanische Bühne zu bringen. Sie siegt, das Publikum liegt ihr zu Füßen. Da lernt sie einen jungen interessanten Mann kennen, einen Kunstmaler, in den sie sich ernstlich verliebt. Ihr Impresario merkt die drohende Gefahr und will sie abwenden, indem er Lisa einen Heiratsantrag macht.“
„Und Lisa?“
„Lisa sagt ja, aber nicht zu ihrem Impresario, den sie verabscheut, sondern zu dem hübschen Kunstmaler, der ihr gleichfalls die Ehe anbietet, obwohl er noch nichts ist und noch nichts hat. So legt die gefeierte Lisa dal Oro ihren klingenden Namen wieder ab, heißt von jetzt an ganz schlicht Bell, Elisabeth Bell, und folgt dem Kunstmaler als Frau in eine dürftige Wohnung, wo sie oft frieren und noch öfter hungern muß, was sie indessen nicht hindert, ihren Mann von ganzem Herzen lieb zu haben. Bis — —“
„Nun?“ fragte Richard gespannt.
„— — bis sie mit zwanzig Jahren ganz plötzlich wieder Witwe wird, nachdem sie einem sehr hübschen Knaben das Leben gegeben hat.“
Richard stürzte aus Überraschung ein volles Glas hinunter. „Was?“ beanstandete er heftig diesen Punkt. „Ein Kind hat sie auch?“
Lisa nickte. „Einen sehr lieben, goldigen Knaben. Er heißt Richard, wie der Vater — denk mal!“
„Und der —?“
Lisas Stimme war von einer leisen Melancholie überzogen,

als sie antwortete: „Der stirbt ganz plötzlich, ein Herzschlag reißt ihn mitten aus einem zukunftsreichen Schaffen heraus und von der Seite seiner ihn über alles vergötternden Gattin, die mit ihrem Kind nun plötzlich wieder allein auf der Welt steht..."

„Was tut sie da?" forschte Richard, indem er mißmutig an seinem Bart nagte.

„Sie verwandelt sich wieder in die alte Lisa dal Oro und tanzt. Sie geht von Ort zu Ort, von Land zu Land, gelangt auch nach Südamerika und landet schließlich in Valparaiso. Dort taucht auch ihr alter Impresario wieder auf. Er macht ihr einen neuen Heiratsantrag, aber sie bleibt standhaft und lehnt ab, zumal sie in Valparaiso die Bekanntschaft eines zweiten jungen, sehr netten Mannes macht, der ihrem Herzen nicht gleichgültig bleibt, wiewohl sie das nicht zeigt..."

„Ah!" rief Richard aus und horchte auf.

„Ja," nickte Lisa verträumt. „Der junge Mann, der diesmal ein Deutscher ist, macht Eindruck auf sie, aber er weiß das nicht, weil sie es ihm verbirgt. Und so reist er ab. Reist wieder nach Deutschland zurück, nach Berlin, und Lisa bleibt nur übrig, sich nach ihm zu sehnen. Erinnert er sie doch so sehr an ihren ersten Mann!"

„Wodurch?" fragte Richard atemlos.

„Weil er, wie jener es war, auch Künstler ist."

„Ein Maler?"

„Nein, ein Dichter!"

„Famos!" begeisterte sich Richard.

„Monate vergehen," fuhr Lisa fort, „und Lisa sehnt sich noch immer. Ihr Impresario merkt das und wiederholt seine Anträge. Lisa lehnt ab. Da sie von Tag zu Tag trauriger wird, schlägt ihr ihr Impresario vor, sie möge sich durch eine Reise nach Europa zerstreuen. Er will sie begleiten. Lisa ist einverstanden, macht es aber zur Bedingung, daß vor allem Berlin das Reiseziel wird. Davon will ihr Impresario nichts wissen. Er ist eifersüchtig, denn er weiß ganz genau, weshalb es Lisa gerade nach Berlin zieht..."

„Dieser Lump!" donnerte Richard. „Wie heißt er überhaupt?"

„Wollen wir ihn nicht Edvard nennen?" schlug Lisa vor.

„Und mit dem Familiennamen?"

„King."

„Dachte ich es mir doch," murmelte Richard und haschte Lisas Hand, um einen dankbaren Kuß darauf zu drücken. „Und wie entwickelt sich die Sache weiter?"

„Nun wird es wieder romantisch," lachte Lisa. „Lisa reist mit ihrem Impresario, den sie für ihren Onkel ausgibt, nach Deutschland. In Berlin trifft sie natürlich ihren Deutschen, er lädt sie auf das Gut seines Vaters zu sich ein und sie folgt ihm, während der vor Eifersucht halb verrückte Impresario in der Stadt zurückgelassen wird. Die beiden lernen einander immer besser kennen und beschließen, gemeinsam nach London durchzubrennen, um sich dort heimlich trauen zu lassen. Ihre Flucht bewerkstelligen sie im Automobil, und sie gelingt famos. In Holland schiffen sie sich dann nach England ein und — —"

Hier unterbrach sich Lisa, hob ihr Glas und trank ihrem Bräutigam zu.

Richard tat ihr Bescheid und fragte: „Und wie geht es weiter?"

„Weiter weiß ich es nicht," versetzte Lisa. „Jetzt mußt du den Roman fortsetzen. Du bist an der Reihe."

Augenzwinkernd ging Richard auf den Vorschlag ein. „Gut, höre mich an ... Auf dem Schiff hat der Held — wie wollen wir ihn übrigens nennen?"

„Richard," schlug Lisa vor.

„Und mit dem Familiennamen?"

„Wüllner!"

„Gut. Auf dem Schiff hat Richard Wüllner erst so recht Gelegenheit, seine Braut kennen zu lernen. Sie, die er bisher für ein harmloses Dutzendweib gehalten hat, entpuppt sich hier als eine ganz raffinierte Heuchlerin, die ihn vierzehn Tage lang auf das geschickteste an der Nase herumgeführt hat. Er ist höchst enttäuscht, aber nicht unangenehm, nein — sehr angenehm, denn er sieht, daß er das großzügige Weib erobert hat, nach dem schon immer sein Wunsch ging. Und er hebt, während er mit seiner Geliebten beim Wein sitzt, das Glas und sagt — —"

Hier stand Richard auf, hob sein Glas und stieß mit Lisa an. Beide tranken ihr Glas aus und sahen dabei einander verliebt in die Augen.

„Was sagt er?" fragte Lisa hastig.

„Er sagt: ‚Lisa, du bist zwar eine Schwindlerin und versprichst auch als Ehefrau eine rechte Teufelin zu werden. Aber gerade deshalb liebe ich dich. Und deshalb frage ich dich jetzt: Willst du nach wie vor mein Weib werden?‘ ... Das sagt er!"

„Das sagt er wirklich?"

„Wirklich ... Und was antwortet ihm Lisa darauf?"

„Weißt du das nicht?"

„Nein, das mußt du jetzt sagen. Du bist wieder an der Reihe."

„Gut, höre mich an. Ihre Antwort ist sehr kurz. Sie breitet nur die Arm aus und sagt — —"

Hier breitete Lisa die Arme aus, und Richard zögerte nicht, sich in sie, die sich wie eine Falle um ihn schlossen, hineinzustürzen.

„Was sagt sie also?" fragte er heiß.

„Nur zwei Worte. Nämlich: ‚Ich will!‘ Sonst nichts. Und sie küßt ihn ..."

Das tat Lisa nun wirklich, und Richard blieb ihr keinen der Küsse, die sie ihm gab, schuldig. Nein, er zahlte sie alle mit Wucherzinsen an sie zurück.

„Du willst also?" stammelte er, sowohl von dem überreichlich genossenen Wein wie vom Glück trunken.

„Ich will," gab sie durchaus nüchtern und all ihrer Sinne mächtig zurück.

„Dann — dann sind wir ja einig!"

„Das sind wir!"

„Bravo!" jubelte er. „So endet also mein Roman damit, daß der Held und die Heldin sich am Schluß kriegen!"

„Das tut er."

„Damit ist sein Erfolg gesichert," rief Richard aus, „und ich bin ein gemachter Mann! Und wem verdanke ich das? Dir!"

„Ich habe es gern getan," antwortete sie bescheiden.

Achtzehntes Kapitel

„So eine Frechheit!"

Philipp," rief Samuel Wüllner aufgeregt aus, „sagen Sie mir: wie soll ich mir das erklären?"

Samuel Wüllner war von Temperament Phlegmatiker, und wenn er diese intensive Röte in seinem feisten Gesicht

hatte, dann war das ein sicheres Zeichen, daß er in großer Erregung war. Trotzdem lachte an seinem Körper alles, was nur die Möglichkeit dazu hatte: die kleinen Augen, die reichlich abstehenden Ohren, die plattgedrückte wulstige Nase, die lebhaft gestikulierenden feisten Hände, der üppig runde Bauch und die kurzen O-förmig gebogenen Beine. Seine Erregung schien also eine freudige zu sein. Und wenn er so tat, als ob er bestürzt sei, dann war das eben Flunkerei.

„Wie," wiederholte er und durchmaß erregt das Zimmer, „wie soll ich mir das erklären? Gestern nachmittag telephoniert mir der alte Brachtl, daß der Baron und meine Tochter gemeinsam nach Berlin abgereist seien. Längstens gestern abend hätten sie also hier sein müssen. Und jetzt — jetzt ist es schon wieder Abend — und sie sind noch immer nicht da ... Wie — wie soll ich mir das erklären? Was halten Sie davon?"

„Ich möchte mir keine Meinung erlauben," antwortete Philipp bescheiden.

„Und dann," fuhr Samuel Wüllner fort, ohne den Einwand zu beachten, „kaum daß die beiden Daberkow verlassen haben, ruft mich der alte Brachtl von neuem an und meldet, daß auch mein Sohn und Fräulein dal Oro auf und davon seien. Im Auto — einfach fortgefahren, mit zwei großen Koffern, ohne zu hinterlassen, wohin und wann sie zurückkommen ... Ist das nicht verrückt?"

Philipp zuckte die Achseln.

„Wissen Sie, was Mister King dazu sagt?" klopfte Samuel Wüllner bei Philipp auf den Busch.

„Nein."

„Er ist außer sich und meint, daß seine Nichte und mein Sohn miteinander — durchgebrannt wären!"

„Macht Ihnen das so große Freude?" fragte Philipp in seinem sanftesten Tone.

„Freude? Nein, das will ich nicht gerade sagen — nein, Freude: dieser Ausdruck ginge unbedingt zu weit! Aber ... Sie wissen doch, was mein Sohn vor hat?"

„Er will einen Roman schreiben?"

„Ja, einen Roman — einen Roman, der alles übertreffen soll, was es bisher in diesem Artikel gibt ... Und da — da braucht er doch Stoff!"

„Allerdings," nickte Philipp.

„Sehen Sie! Und um Stoff zu bekommen, da muß ein Dichter doch etwas erleben — das ist doch klar?"

„Es scheint so ..."

„Also! Und mit wem erlebt ein Dichter etwas? Nur mit Frauen! Und deshalb — ich meine, ich könnte da wohl ein Auge zudrücken, wenn, — wenn mein Sohn die sich ihm bietende Gelegenheit wahrnähme und — mit dem hübschen und interessanten Fräulein dal Oro etwas erlebte . . Verstehen Sie mich?"

„O ja," nickte Philipp. „Nur — Mister King scheint nicht erbaut davon zu sein?"

„Nicht so recht," gab Samuel Wüllner kleinlaut zu. „Ich werde gar nicht klug aus diesem Menschen. Er flucht fürchterlich und lacht dazwischen, stößt Verwünschungen gegen Richard aus und gebärdet sich dann wieder höhnisch und meint, es geschehe meinem Sohne schon recht. Und das Tollste ist, daß er sich schadenfroh die Hände reibt und frohlockt, er wäre ja schon gerächt!"

„Inwiefern denn?"

„Das ist ja das Tolle! Er meint, nicht nur mein Sohn wäre mit seiner Nichte durchgegangen — nein, auch der Baron mit meiner Tochter!"

Samuel Wüllner rieb sich die Hände, während er dieser Meinung des Mister King Ausdruck gab, blinzelte Philipp bedeutsam zu und sah nichts weniger wie ein Vater aus, der um das Schicksal seiner Tochter besorgt ist.

„Das scheint Sie ja gleichfalls zu freuen," bemerkte Philipp

„Zu freuen? Nein, das will ich nicht gerade sagen — nein, freuen: dieser Ausdruck ginge entschieden zu weit! Aber ... Sie wissen doch, was mein sehnlichster Wunsch ist?"

„Ihre Tochter zu verheiraten?"

„Ja, zu verheiraten — freilich! Aber die Hauptsache ist doch: mit wem!"

„Sagten Sie nicht, daß Sie einen Mann von Adel zum Schwiegersohn haben möchten?"

„Jawohl, es müßte mindestens ein Baron sein. Unter einem Baron tu' ich's nicht. Auf einen solchen hat meine Tochter mit Rücksicht auf ihre große Mitgift ja auch Anspruch."

„Hm," machte Philipp.

„Und da Sie doch selbst Andeutungen machten, Philipp," fuhr Samuel Wüllner vertraulich fort, „daß Ihr Herr des unsteten Lebens müde sei und sich entschlossen habe, in den Stand der Ehe zu treten, und da auf ihn, wie Sie gleichfalls durchblicken ließen, meine Tochter nicht ohne Eindruck geblieben ist, so — so sehe ich in dem plötzlichen Verschwinden der beiden so etwas wie ein — gutes Zeichen!"

„Ah!"

„Jawohl. Meine Tochter, müssen Sie nämlich wissen, ist etwas romantisch veranlagt, genau so wie mein Sohn — woher die beiden das haben, weiß der Himmel! ‚Papa', sagte meine Tochter oft zu mir, ‚wenn ich einmal heirate, dann wirst du sehr überrascht sein. Du wirst nämlich gar nichts davon wissen. Von dem Mann, den ich liebe, verlange ich, daß er mich heimlich entführt. Erst dann wirst du mich wieder zu Gesicht bekommen, wenn ich seine angetraute Frau bin und dir nichts andres mehr übrig bleibt, als eine gute Miene zum bösen Spiel zu machen!' ... Ja, das hat sie schon ein dutzendmal gesagt. Ich hab' es natürlich nie ernst genommen. Aber jetzt, wo das passiert ist — jetzt, wo die beiden mit einem Male spurlos verschwunden sind, da — —"

Er unterbrach sich und zwinkerte mit seinen kleinen Augen Philipp nur listig an.

Der stellte sich überrascht. „Meinen Sie?" murmelte er.

„Meinen Sie nicht?" gab Samuel Wüllner zurück.

„Es könnte schon sein," gab Philipp zögernd zu.

„Aber wohin haben sich die beiden Ausreißer da gewendet?"

„Dergleichen Sachen erledigt man am sichersten und schnellsten in England," erklärte Philipp. „Die beiden können unmöglich schon auf dem Schiff sein. Wenn Sie rasch die Polizei in Bewegung setzen und den Telegraphen spielen lassen — dann — —"

Samuel Wüllner wehrte mit beiden Händen ab. „Ich denke gar nicht daran. Jetzt, wo sich der sehnlichste Wunsch meines Lebens erfüllt — jetzt sollte ich — —? ... Und außerdem würde es gar nichts nützen. Meine Tochter ist großjährig, sie kann in diesem Punkt tun und lassen, was sie will — ich muß mich fügen!"

„Wie Sie denken," fügte sich auch Philipp.

„Und was meinen Sohn und Fräulein dal Oro anbelangt — so glaube ich gleichfalls nicht, daß Mister King viel Erfolg haben wird, wenn er den beiden nachsetzt."

„Was?" rief Philipp überrascht aus. „Will er das tun?"

„Er hat es schon getan," kicherte Samuel Wüllner. „Noch gestern nacht ist er plötzlich abgereist, nachdem er mich zuvor gebeten hatte, ich möchte ihn eine Stunde lang in meinem Zimmer allein lassen, damit er noch einige wichtige Briefe schreiben könne ... Denken Sie, der Dummkopf: er ist mit dem Nachtschnellzug nach Wien abgereist, als ob Richard mit seinem Auto gerade dorthin hätte steuern müssen!"

Philipp hatte einen leisen Pfiff von sich gegeben und war aufgesprungen. Jetzt sah er Samuel Wüllner fest an. Diesem wurde unter dem Blick ganz sonderbar zumute.

„Was haben Sie denn mit einem Male?" fragte Samuel Wüllner.

„Mister King ist also abgereist?" fragte Philipp hastig. „Und das sagen Sie mir erst jetzt?"

„Warum hätte ich es Ihnen denn sagen sollen?"

„Warum haben Sie es mir n i c h t gesagt?"

„Weil," antwortete Samuel Wüllner verdutzt, „weil mich Mister King bat, Stillschweigen darüber zu bewahren. Er wollte nicht, daß von der Sache mit seiner Nichte viel Aufhebens gemacht würde."

„Mister King ist ein Schwindler!" rief Philipp plötzlich laut aus.

„Erlauben Sie ..."

„Ein Schwindler!" wiederholte Philipp mit Nachdruck. „Ich hegte schon lange Verdacht gegen ihn, mochte aber nichts davon laut werden lassen, weil ich mir vorgenommen hatte, den Burschen auf frischer Tat zu ertappen."

„Auf frischer Tat? Bei was für einer Tat?"

„Beim Diebstahl!"

„Sind Sie verrückt?" stieß Samuel Wüllner hervor.

Philipp lächelte. „Wissen Sie, daß ich ihn einmal schon beinahe erwischt hätte? Vor ein paar Tagen, als Sie in der Stadt waren und als ich mit Ihrer Erlaubnis in Ihrem Zimmer saß, um zu lesen. Ich hatte gerade das Licht abgedreht, um im Finstern eine Zigarre zu rauchen — Sie

wissen ja, daß dies meine Gewohnheit ist —, da kam er durch den Garten an das offene Fenster geschlichen und wollte bei Ihnen einsteigen."

„Unsinn!"

„Durchaus nicht. Ich selbst habe ihn doch verscheucht und ihm das Fenster vor der Nase zugeschlagen. Er fluchte nicht wenig, das dürfen Sie mir glauben!"

Samuel Wüllner rieb sich die Stirn. „Was hätte er denn bei mir stehlen sollen?"

„Verwahren Sie gar nichts Wertvolles in Ihrem Zimmer?"

„Gar nichts."

„In Ihrem Schreibtisch?"

„Nichts, was der Rede wert wäre."

„In Ihrem Schrank?"

Samuel Wüllner zuckte leicht zusammen. „Im Schrank? Im Schrank bewahre ich die — — Aber Sie sind ja verrückt, Philipp! Vollständig verrückt!"

„Was verwahren Sie in Ihrem Schrank?" forschte Philipp. „Reden Sie!"

„Völlig wertlose Papiere einer verkrachten Kupfermine," antwortete Samuel Wüllner, nur um dem Drängen nachzugeben. „Freilich, sie könnten unter Brüdern gut eine halbe Million wert sein, wenn — —"

„Wenn?"

„— — wenn die Mine eben nicht total verkracht wäre," seufzte Samuel Wüllner resigniert.

„Kann solch eine Mine nicht auch wieder lebensfähig werden?" fragte Philipp.

Samuel Wüllner schüttelte lächelnd den Kopf, als weise er eine Illusion ab, der sich ein nüchterner Mensch nicht hingibt.

„Warum nicht? Man könnte doch zum Beispiel plötzlich auf neues Kupfer stoßen ..."

Samuel Wüllner fuhr überrascht auf. „Wie kommen Sie gerade darauf?"

„Ich meine nur so," sagte Philipp leichthin. „Jedenfalls sind solche Aktien Spekulationspapiere, und da Mister King zweifellos nebst vielem andern auch ein Spekulant war, so hätte er es sehr wohl auf sie abgesehen haben können — vor-

ausgesetzt, daß er um ihre Existenz gewußt hat ... Hat er das?"

„Das schon," meinte Samuel Wüllner verblüfft.

„Hat er auch den Ort gekannt, an dem Sie die Papiere aufbewahren?"

Samuel Wüllners Unruhe wuchs. „Freilich. Ich selbst habe doch in seiner Gegenwart den Schrank geöffnet und ihm die Papiere gezeigt ..."

„Dann vorwärts!" drängte Philipp. „Sehen wir nach, ob sie auch noch da sind!"

„Aber selbstverständlich," lächelte Samuel Wüllner wie abwesend, „hier sind die Schlüssel — kommen Sie und überzeugen Sie sich selbst!"

Sie gingen aus dem Salon in das Zimmer Samuel Wüllners hinüber, wo der sichtlich nervös gewordene Hausherr sich beeilte, den berühmten Schrank aufzuschließen, der die „Scherben eines ehemaligen Vermögens" barg.

Das Schloß knackte, Samuel Wüllner reckte gespannt den Hals, und Philipp stand mit über der Brust verschränkten Armen neben ihm und sah gelassen und kühl aus.

„Da," rief Samuel Wüllner triumphierend aus, „da sind die Papiere!"

In der Tat, das Paket, ordentlich verschnürt und versiegelt, lag unversehrt an seinem Platz. Auch sonst war in dem Schrank alles in Ordnung, kein Papier war verrückt, kein Zettel gestohlen. Es war unverkennbar, daß man Mister King mit dem häßlichen Mißtrauen unrecht getan hatte.

„Das ist noch gar nicht so sicher," erklärte Philipp hartnäckig. „Ich möchte Ihnen empfehlen, das Paket zu öffnen und nachzusehen, ob die Papiere auch noch wirklich darin sind."

„Was soll denn sonst darin sein?" knurrte Samuel Wüllner.

„Das werden Sie ja gleich sehen. Die Mühe ist gering, und Sie sind dann jedenfalls vollkommen beruhigt."

„Sie sind ein kompletter Narr, Philipp," fügte sich Samuel Wüllner, „aber da Sie darauf bestehen, gut! Sie sollen Ihren Willen haben!"

Er schnitt mit der Schere die Bindfaden auf, löste die Siegel, öffnete den umhüllenden Bogen.

„Donnerwetter," entfuhr es ihm plötzlich, „was ist denn das?"

„Leeres Papier," versetzte Philipp trocken.

Samuel Wüllner sank auf einen Stuhl. „Wahrhaftig," stöhnte er, „ich bin bestohlen!"

„Es fragt sich jetzt nur noch, von wem," meinte Philipp ruhig.

Samuel Wüllner, rot wie ein gesottener Krebs im Gesicht, sprang wütend auf und schlug mit der geballten Hand gegen die Papiere, die erschreckt über den Fußboden hinflatterten. „Das — das ist gar keine Frage!" schrie er.

„Warten Sie," sagte Philipp, indem er sich nach einem Zettel bückte, der mit den Papieren herabgefallen war, „in dem Paket hat noch etwas gesteckt! Sehen Sie her!"

„Was ist das?"

„Allem Anschein nach eine Mitteilung oder ein Gruß. Hier! Lesen Sie!"

Samuel Wüllner nahm den Zettel und erkannte die Handschrift des Mister King. Es standen nur ein paar Worte darauf. Die bedurften allerdings keines Kommentars, sie waren deutlich.

„So eine Frechheit!" ächzte der kleine dicke Mann. „Haben Sie schon so etwas erlebt!"

„Was steht denn auf dem Zettel?"

„Da!"

Philipp las, und kein Muskel verzog sich dabei in seinem Gesicht: „Inliegend die Quittung über den erhaltenen Kaufpreis, für den ich Ihrem Sohn meine Geliebte überlassen habe. Wenn Ihre Papiere auch wertlos sind, so ist meine Geliebte doch noch wertloser. Ihr Dummkopf von Sohn soll sie nur heiraten. Er bekommt die Komplizin eines Diebes zur Frau. Und da den Schwiegervater jedermann als einen alten Gurgelabschneider kennt, so ist alles in schönster Ordnung. King."

Samuel Wüllner krümmte sich. „So ein Lump," rief er aus, „so ein Gauner!"

„Der Mann ist nur ein Esel, den die Eifersucht um den letzten Rest von Verstand gebracht hat," bemerkte Philipp. „Wenn man schon stiehlt, dann soll man es doch geschickter machen."

Samuel Wüllner ballte die Fäuste. „Ich bekomme ihn schon noch, ich werde es ihm zeigen! Ich gehe sofort zur Polizei! Ich lasse ihn verhaften!"

„Um das zu erreichen, müssen Sie zuvor wissen, wo er sich befindet."

„Er hat gesagt, daß er nach Wien reisen will ..."

„Dann ist er bestimmt auf dem Wege nach Petersburg oder Stockholm," meinte Philipp.

„Die Polizei wird ihn schon zu finden wissen!"

„Ich möchte Ihnen den Rat geben, sich in dieser Sache nicht zu übereilen," bemerkte Philipp sachlich. „Da die Papiere, wie Sie selbst sagten, so gut wie wertlos sind, drängt es ja auch gar nicht."

„Wenn sie aber doch noch steigen sollten ..."

„Dann hätten Sie sie besser aufbewahren sollen, anstatt sich mit ihnen zu brüsten!"

„Ich war ein Esel," nickte Samuel Wüllner ergeben. „Und zu denken, daß sich mein Sohn in den Händen einer Frauensperson befindet, die die Komplizin eines internationalen Gauners ist!"

„Das macht den Romanstoff, den er sammelt, nur interessanter!"

Ein plötzlicher Schrecken durchfuhr in diesem Augenblick Samuel Wüllner. „Und meine Tochter!" stöhnte er. „Ob die wenigstens in guten Händen ist?"

„Dafür verbürge ich mich," versprach Philipp in festem Tone.

„Kann man es wissen? Ich bin mißtrauisch geworden. Ebenso wie dieser Mister King ein Schwindler ist, kann auch der Baron — —"

Er vollendete nicht, sondern sprang auf und packte Philipp an beiden Schultern. „Philipp! Sie kennen doch den Baron Kay?"

„Ich sagte Ihnen doch schon einmal, daß ich niemanden so gut kenne, wie gerade ihn — in- und auswendig! Ich kenne ihn so gut wie mich selbst!"

„Halten Sie ihn für einen Schurken?"

„Dann müßte ich mich auch selbst für einen Schurken halten," erwiderte Philipp ernst. „Und ein Schurke bin ich nicht. Das dürfen Sie mir getrost glauben."

Neunzehntes Kapitel

„Das ist ja ausgezeichnet!"

Mister Lawrence Westergaard in London war ein Anwalt, der das Recht in den meisten Fällen dort vertrat, wo es sich nicht befand. Leute, die unrecht hatten, kamen gern zu ihm, da er ein bemerkenswertes Geschick darin besaß, dieses Unrecht vor Gericht so lange zu vertreten, bis es zum Recht geworden war. Er war ein smarter Gentleman und genoß deshalb einen weithin reichenden Ruf. Seine Praxis vergrößerte sich ständig.

Eine Spezialität Mister Westergaards war es, Eheschließungen und Ehescheidungen gleichermaßen zu vermitteln. War eine Frau ihres Mannes oder ein Mann seiner Frau überdrüssig, dann ging er zu Mister Westergaard, und dieser richtete es schon so ein, daß sich ein Grund fand, der schwerwiegend genug war, das lästig gewordene Eheband zu lösen. Und hatten zwei Unerfahrene die Absicht, auch gegen den Willen ihrer Eltern, Tanten, Onkel, Geschwister oder sonstigen Verwandten den Bund fürs Leben miteinander zu schließen, Mister Westergaard, wenn sie bei ihm vorsprachen, verhalf ihnen gegen ein angemessenes Honorar sicher dazu, daß sie ihr Ziel erreichten.

Wie gesagt, Mister Westergaard arbeitete geschickt, flink und verschwiegen. Er unterhielt auch zahlreiche Agenten, die ihm täglich neue Opfer zuführten. Ein Tag, an dem er nicht mindestens eine bestehende Ehe gelöst oder eine noch nicht bestehende zustande gebracht hatte, war für ihn ein verlorener Tag. Und solche Tage gab es bei ihm im Jahr nur wenig.

Der heutige Tag versprach besonders ertragreich zu werden, denn der Bureaudiener meldete gleich am frühen Morgen: „Mister Westergaard, ein Paar!"

„Scheidung?" fragte Mister Westergaard kurz.

„Nein, heimliche Trauung," gab der Bureaudiener zur Antwort, der, ohne mit den Parteien auch nur ein Wort gewechselt zu haben, infolge der Erfahrungen einer jahrelangen Praxis schon aus deren Mienen zu lesen verstand, was sie wollten.

„Ich lasse bitten," sagte Mister Westergaard.

Zwei Leute traten ein, eine Dame und ein junger Herr, die der gewandte und erfahrene Mister Westergaard nur kurz anzusehen brauchte, um zu wissen, woran er mit ihnen war. Er rangierte sie sofort in die Paare ein, die sehr zahlungsfähig waren, und zwar stand es für ihn nach wenigen Sekunden fest, daß der, welcher über die Kasse verfügte, der junge Mann war, während die überaus elegante Dame ihr Minus an Geld durch ein Plus an Schönheit und Erfahrung ersetzte.

„Zwei Deutsche," stellte Mister Westergaard bei sich fest, „sie: eine Künstlerin, er: der typische reiche Sohn, der hinter dem Rücken seines Vaters Dummheiten macht!"

Und er nickte befriedigt, denn er fand, daß einer gedeihlichen Entwicklung der Angelegenheit nicht das mindeste im Wege stand.

Laut fragte er: „Womit kann ich den Herrschaften dienen?"

„Mein Name ist Wüllner," stellte sich der junge Mann vor. „Richard Wüllner aus Berlin. Und diese Dame — —"

„Ist Ihre Braut," lächelte Mister Westergaard verständnisinnig. „Ich weiß."

„Fräulein Lisa dal Oro," sagte Richard stolz, „eine amerikanische Tänzerin von Ruf."

„Und eine Schönheit," bemerkte Mister Westergaard galant. „Meinen Glückwunsch!"

Lisa errötete geschmeichelt. Richard strahlte. Mister Westergaard erhöhte seine ohnehin nicht niedrige Taxe in Gedanken schnell um fünfzig Prozent.

Laut fragte er: „Die Herrschaften wünschen die Ehe miteinander einzugehen?"

„Sie wissen —?" lispelte Lisa verschämt, indem sie zwei süße Grübchen auf ihre Wangen zauberte.

„Ja."

„Wir verdanken Ihre Adresse einem Agenten," erklärte Richard. „Er meinte, Sie vermittelten Eheschließungen schnell und verschwiegen."

„Sie sind an der richtigen Stelle," versicherte Mister Westergaard. „Diskrete Angelegenheiten sind meine Spezialität, und ich erledige sie auch in Eilzugstempo, wenn es gewünscht wird."

„Bis wann könnten wir getraut sein, schnellstens?" fragte Lisa.

„Haben Sie Papiere?"

„Ja," sagte Richard.

„Und zwei Zeugen?"

„Das nicht," antwortete Lisa bestürzt.

„Einen Zeugen könnte ich Ihnen in der Person meines Bureaudieners liefern," schlug Mister Westergaard vor. „Er ist auf dergleichen eingerichtet und macht es billig. Aber wir brauchen noch einen zweiten Zeugen. In der Regel bringen sich ihn die Herrschaften gleich mit."

„Was tun wir da?" erwog Richard.

„Wissen Sie keinen Rat?" bettelte Lisa.

„Eine Idee," sagte Mister Westergaard. „Es muß jeden Augenblick ein zweites deutsches Paar hier erscheinen, dem es gleichfalls mit seiner Trauung sehr pressiert und das auch einen zweiten Zeugen sucht. Wenn die beiden deutschen Herren sich gegenseitig als Zeugen aus der Verlegenheit helfen wollten, dann — dann könnten sie beide in einer Stunde glückliche Ehemänner sein!"

Richard sah Lisa an, Lisa Richard, und Mister Westergaard alle beide. Richard und Lisa nickten, Mister Westergaard rieb sich die Hände.

„Einverstanden?" fragte der fixe Anwalt, der daran dachte, daß für elf Uhr eine Ehescheidung auf dem Programm stand.

„Ja," sagte Richard. „Das heißt, wenn du, Lisa —?"

„Natürlich!"

Mister Westergaard zeigte auf das Sofa. „Dann bitte ich die Herrschaften, einen Augenblick Platz zu nehmen, das andre Paar muß gleich hier sein ... Übrigens, da läutet es schon. Das sind sie."

Der ältliche Bureaudiener, der für billiges Geld bereit war, in so wichtigen Angelegenheiten des Lebens, wie es Eheschließungen sind, Zeugenschaft abzulegen, steckte seine bedenklich rote Nase zur Tür herein und meldete: „Die zwei Deutschen von gestern abend!"

„Ich lasse bitten," sagte Mister Westergaard verbindlich.

Während Richard und Lisa etwas geniert miteinander tuschelten, trat das zweite Paar ein, dem Mister Westergaard mit einer hochachtungsvollen Geste entgegenging, indem er

ausrief: „Willkommen, Mister Zinnkall! Sie kommen gerade zur rechten Zeit! Soeben habe ich einen zweiten Zeugen für Sie gefunden! Sie brauchen nur die Liebenswürdigkeit haben, jenem Gentleman dort bei seiner Trauung den Zeugen zu machen, dann erweist er Ihnen mit größtem Vergnügen die gleiche Gefälligkeit!"

In diesem Augenblick ertönten zwei Schreie, ein leiser, in Sopran, und ein lauter, mehr im Tenor gehalten. Den leisen hatte die neuangekommene junge Dame ausgestoßen, den lauten Richard.

Richard sprang auf und hielt sich an der Lehne des Sofas fest. Entgeistert starrte er die junge Dame an, die ihrerseits am Türpfosten Schutz und Halt suchte.

„Dora, du —?!" stammelte Richard.

„Richard, du —?!" stammelte Dora.

Auch Lisa war aufgesprungen und betrachtete den neuangekommenen Herrn mit weit aufgerissenen Augen, als habe sie eine Erscheinung vor sich. „Baron, Sie hier —?!" kam es tonlos aus ihrem Munde.

Auch der Angesprochene, nämlich Frank, hatte Mühe, seine Fassung zu bewahren. Er hatte in seinem Leben schon manche Überraschung durchgemacht, eine solche aber, wie sie ihm da jäh an den Kopf geflogen war, noch nicht.

Der einzige, der nicht zu verblüffen war, war Mister Westergaard. Es schwante ihm, daß sich da in seinem Bureau zwei Paare getroffen hatten, von denen ein jedes das andre hinter allen Bergen vermutete. Und er, dessen Beruf es ja war, Unebenes zu glätten, Ausgerenktes wieder einzurichten und Gebrochenes zu schienen, zögerte keinen Augenblick, zwischen den beiden Parteien eine Brücke der Verständigung zu schlagen.

„Die Herrschaften kennen sich schon?" sagte er gewandt. „Das ist ja ausgezeichnet!"

Richard zeigte auf Dora. „Das ist meine Schwester!"

„Und das ist mein Bruder!" bestätigte Dora, indem sie auf Richard zeigte.

„Also," lachte Mister Westergaard höchst harmlos, indem er sich an Richard und Dora wandte, „dann werden jene Dame und jener Herr in einer Stunde Ihre Schwägerin, respektive Ihr Schwager sein!"

„Dora, du hast die Absicht, den Baron Kay zu heiraten?" rief Richard aus.

„Ich bin weder ein Baron noch heiße ich Kay," sagte Frank. „Mein Name ist Georg Zinnkall, und ich bin von Beruf gelernter Kellner."

„Ah!" entsetzte sich Richard.

„Mein Gott!" staunte Lisa.

„Und du, Richard, willst Fräulein dal Oro heiraten?" rief Dora aus, „die Nichte des Mister King?"

„Mister King ist nicht mein Onkel," erklärte Lisa, „und ich heiße in Wirklichkeit Bell, Elisabeth Bell, geborene Ohr. Ich bin Witwe."

„Himmel!" entsetzte sich Dora.

„So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht," lachte Frank.

Mister Westergaard zog die Uhr. „Meine Herrschaften, ich habe Eile. In zwei Stunden muß ich bei einer Scheidung intervenieren. Ich denke doch, wir sind einig und bemühen uns zum Standesamt?"

„Sind wir denn einig?" fragte Frank und blickte dabei Dora an.

„Ja, sind wir es?" fragte auch Lisa und blickte dabei auf Richard.

Dora sah ihren Bruder an und stammelte: „Wenn du meinst —?"

Richard sah seine Schwester an und sagte gleichfalls: „Wenn d u meinst —?"

„Ich will," entschied sich Dora energisch, indem sie sich in Frank einhängte.

„Und du?" setzte Lisa drohend Richard die Pistole auf die Brust.

„Ich muß ja," erwiderte dieser stoisch. „Was bleibt mir andres übrig?"

„Die Sache ist nicht so schlimm," tröstete Mister Westergaard die beiden Parteien. „Sollten die Herrschaften nicht zufrieden miteinander sein, dann halte ich mich Ihnen für eine eventuelle Scheidung bestens empfohlen. Diskrete Angelegenheiten sind meine Spezialität, und ich erledige sie im Eilzugstempo, wenn es verlangt wird!"

„Hörst du?" sagte Dora zu Frank.

„Hast du verstanden?" sagte Richard zu Lisa.

„Abgemacht!" rief Mister Westergaard aus.

Und er öffnete die Tür und sagte zu dem wartenden Bureaudiener: „Bernard, machen Sie sich bereit und bestellen Sie zwei Wagen!"

Zwanzigstes Kapitel

„Mein Name ist Kay!"

Philipp kleidete sich an diesem strahlenden Junimorgen mit großer Akkuratesse an. Nachdem er sich in parfümiertem Wasser gebadet, sich aalglatt rasiert, seine Haare auf das peinlichste gescheitelt hatte, hüllte er seine Glieder in Batistwäsche ein, schlüpfte in eine märchenhafte gestreifte Hose, band eine Krawatte erlesensten Geschmacks um und zog einen Smoking an, der sogar einem englischen Diplomaten Ehre gemacht haben würde. Dies Kunstwerk feinster Aufmachung krönte er freilich noch durch ein Monokel, das er geschickt ins Auge klemmte, als habe er es schon seit jeher getragen.

Nachdem er noch einen prüfenden Blick in den Spiegel geworfen und konstatiert hatte, daß an ihm nichts auszusetzen, alles an ihm vielmehr zu loben sei, trat er in den Hausflur, schellte nach dem Mädchen und überreichte diesem eine Karte.

„Bitte," sagte er liebenswürdig, „melden Sie mich bei Herrn Wüllner an!"

Samuel Wüllner hatte soeben gefrühstückt, und es hatte ihm nicht geschmeckt. So mancherlei ging ihm durch den Kopf. Der „Scherben eines ehemaligen großen Vermögens" hatte man ihn beraubt und der Dieb war nicht zu finden, die Tochter war ihm mit einem Mann durchgegangen, von dem er wohl hoffte, daß er ein Baron sei, ohne es doch positiv zu wissen, und sein vielgeliebter Sohn und künftiger bedeutender Dichter befand sich in den Händen eines raffinierten Frauenzimmers, von dem es zweifelhaft war, ob sie ihn lebendig wieder freilassen würde.

In diesem Augenblick klopfte es, und das Mädchen brachte eine Karte. Samuel Wüllner warf einen Blick darauf, und dieser heftete sich vor allem auf eine neunzackige Krone. Ein solcher Anblick belebte ihn. Und als er gar noch den

Namen dessen las, der ihn der Ehre seines Besuches würdigte, sprang er wie elektrisiert auf, von einem Schreck maßloser Freude durchzuckt.

„Baron Frank Kay?“ stammelte er. „Ich lasse recht, recht sehr bitten!“

„Ah,“ jubelte er innerlich, „der Baron kommt höchst persönlich, um nachträglich, post festum, um die Hand meiner Tochter anzuhalten! Gott möge ihn dafür segnen! Meinen Segen hat er!“

Er zog sein seidenes Taschentuch und wischte sich die Schweißperlen von der Stirn, die ihm die freudige Überraschung herausgetrieben hatte. Seine Beine zitterten, und er mußte alle Willenskraft zusammennehmen, um sich dem hohen Schwiegersohn in jener Haltung zu präsentieren, die dem bedeutungsvollen Augenblick entsprach.

Die Tür öffnete sich, und Samuel Wüllner machte unwillkürlich schon eine tiefe Verbeugung. Doch sie bekam, als sie bis zur Mitte eines tiefen, schön geschwungenen Bogens gelangt war, plötzlich einen Knacks.

Samuel Wüllner riß Mund und Augen auf und glotzte den Besuch wie ein Gespenst an. Ja, sah er denn recht —?!

Philipp lächelte, verbeugte sich leicht und meinte: „Es scheint, daß Sie erstaunt sind, Herr Wüllner?“

„Philipp — Sie?!“ entrang es sich mühsam dem Munde Samuel Wüllners.

„Mein Name ist Kay,“ erklärte Philipp gemessen. „Baron Frank Kay ... Aber Sie gestatten doch, daß ich mich setze?“

„Bitte,“ lispelte Samuel Wüllner und sank auch seinerseits gebrochen auf einen Stuhl.

„Sie sind nicht zu Unrecht erstaunt,“ nahm Philipp das Wort und legte etwas Nachlässig-Leutseliges in den Ton seiner Stimme, „und ich halte es für meine Pflicht, Sie über eine Marotte aufzuklären, die ich mir zuweilen zu leisten liebe. Es macht mir nämlich dann und wann Spaß, in den Habitus eines besseren Bedienten zu schlüpfen. Als einen solchen haben Sie mich kennen und, wie ich glaube, auch schätzen gelernt ... Sie nehmen mir den kleinen Scherz doch nicht übel?“

„Sie — Sie sind — wirklich —?!“ stöhnte Samuel Wüllner.

„Der Baron Frank Kay? Ja, der bin ich. Wenn Sie es wünschen sollten, dann bin ich gern bereit, mich Ihnen zu legitimieren."

„Und der andre? Der, der den Baron Kay nur — gespielt hat?"

„Der ist ein hervorragendes Talent."

„Talent —?"

„Ein Talent in jeder Beziehung, lieber Wüllner — als Mensch, als Liebhaber, als Schauspieler. Von Beruf ist er ein Kellner."

„Ein Kellner?" ächzte Samuel Wüllner.

„Nehmen Sie das nicht tragisch," tröstete ihn Philipp. „Es muß auch Kellner geben, wie es anscheinend ja auch Barone, Altwarenhändler, Börsenjobber und Einbrecher geben muß. Der Himmel verteilt unter die Menschen die verschiedensten Rollen, und ein jeder muß die, die ihm zugewiesen ist, spielen ... Es kommt immer nur darauf an, daß er sie auch gut spielt. Und was das betrifft, so werden Sie selbst nicht zögern, dem ehemaligen Kellner Georg Zinnkall aus Schwiebus die höchste Anerkennung auszusprechen."

„Georg Zinnkall, Kellner, aus Schwiebus ...?" murmelte Samuel Wüllner.

„Das war einmal, vor vielen Jahren," sprach Philipp sanft auf den Gebrochenen ein. „Jetzt hat sich das vollständig geändert. Aus dem ehemaligen Kellner Zinnkall ist ein vollendeter Gentleman geworden, der an die Zweihundertfünfzigtausend Vermögen hat und der, da er eine reiche Heirat gemacht hat, den Anspruch darauf erheben darf, in der besten Gesellschaft zu verkehren."

„Was, verheiratet ist er auch?"

„Ja, seit gestern."

„Mit wem?"

„Mit Ihrer Tochter."

Als hätte ihn ein Donnerschlag getroffen, so zuckte Samuel Wüllner zusammen. Er konnte nur Augen machen. Aber die waren auch danach.

„Soeben habe ich aus London, wo sich die beiden haben trauen lassen, eine lange Depesche bekommen," fuhr Philipp fort. „Ich legte Wert darauf, der erste zu sein, der Ihnen gratuliert."

Samuel Wüllner drohte zu ersticken. „Ich — ich protestiere!" schrie er auf.

„Warum? Und außerdem würde Sie das nichts nützen. Ihre Tochter ist großjährig, und auch sonst ist die Ehe auf völlig legale Weise geschlossen. Ganz wie die Ihres Herrn Sohnes."

„Was —?!" entsetzte sich Samuel Wüllner.

„Ja, wissen Sie es denn noch nicht?"

„Nein!"

„Nun, auch Ihr Herr Sohn hat sich gestern in London verheiratet — die Herrschaften wollten die Sache offenbar gleich in einem abmachen!"

Samuel Wüllner hatte es den Atem verschlagen. „Mein Sohn hat sich verheiratet? Mit wem?"

„Können Sie das nicht erraten?"

„Mit — mit — diesem Frauenzimmer —?"

Philipp schüttelte mißbilligend den Kopf. „Vergessen Sie nicht, mein lieber Wüllner, daß Frau Bell trotz allem eine Dame ist."

„Wie heißt sie?"

„Bell. Elisabeth Bell. Sie ist die Witwe eines Kunstmalers, der vor zwei Jahren in Neuyork gestorben ist und sie mit einem kleinen Knaben in bitterster Not zurückgelassen hat."

„Was, ein Kind hat sie auch noch?"

„Es ist das einzige, was sie hat, denn sie stammt aus sehr armseligen Verhältnissen. Ihre Mutter war eine blutarme Wiener Näherin namens Ohr, ihr Vater ist unbekannt, doch soll er ein Graf sein. Als ein halbes Kind kam sie nach Amerika und wurde Tänzerin. Unser famoser Mister King, der nicht mehr auffindbar ist, war nicht ihr Onkel, sondern ihr Impresario!"

Samuel Wüllner war vollständig zusammengeknickt. „Auch das noch," murmelte er. „Das ist mein Tod."

Philipp legte ihm die Hand auf die Schulter. „Fassen Sie sich, bester Wüllner! Die Geschichte ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Die Hauptsache ist, daß Ihre Kinder glücklich sind. Und das sind sie."

„Ich fechte die beiden Ehen an!" raffte sich Samuel Wüllner auf. „Sie sind nur unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zustande gekommen!"

„Durchaus nicht. Ihre Tochter hat gewußt, wem sie ihre Hand gab — ja, es machte sie besonders glücklich, daß der Baron, dem sie ihr Herz geschenkt hatte, kein Baron, sondern nur ein ehemaliger Kellner war."

„Sie ist verrückt!"

„Nein, nur verliebt — genau so wie Ihr Sohn, dem, als er die Ehe mit Frau Bell schloß, deren Vergangenheit gleichfalls bekannt war. Es ist alles mit richtigen Dingen zugegangen."

„Ich entziehe meinen Kindern jede Unterstützung!" schwor Samuel Wüllner.

„Ich denke, das werden Sie sich noch überlegen," lächelte Philipp. „Was übrigens Herrn Zinnkall betrifft, so brennt er keinesfalls darauf, die Mitgift zu erhalten, auf die Ihre Tochter natürlich Anspruch hat. Er hat sie aus Liebe geheiratet und ist, wie schon bemerkt, selbst vermögend. Und was Ihren Sohn anbelangt, so kann dieser schließlich von seiner Frau ernährt werden. Sie braucht ja nur wieder als Tänzerin aufzutreten ... Freilich, Ehre würde das Ihnen kaum machen, lieber Wüllner!"

Samuel Wüllners Grimm entlud sich jetzt nach der Seite, die ihn bisher durch ihren Baronstitel im Zaun gehalten hatte.

Wütend stieß er hervor: „Überhaupt, Sie! Sie tragen die Schuld an allem! Sind Sie es nicht gewesen, der gesagt hat, daß Sie den Baron genau kennten?"

Philipp machte sich hochnäsig und steif. „Erlauben Sie, mein Lieber — ich bin von Ihresgleichen einen andern Ton gewöhnt! Sie haben mich bloß gefragt, ob ich den Baron Kay kenne. Darauf habe ich Ihnen der Wahrheit gemäß erwidert: Jawohl!"

„So genau wie sich selbst wollten Sie ihn kennen!"

„Habe ich da gelogen?"

„Und verbürgt haben Sie sich für ihn!"

„Sollte ich mich etwa nicht für mich selbst verbürgen können?"

Damit war Samuel Wüllner schon wieder geschlagen. Wie ein Vogel, der nach einer grausamen Jagd gefangen ist und nun weder ein noch aus mehr weiß, ließ er die Flügel hängen und ergab sich in sein Schicksal. Resigniert starrte er vor sich hin.

„Was soll ich tun?“ fragte er nach einer Weile gebrochen.

„Gute Miene zum bösen Spiel machen,“ riet Philipp.

„Sie meinen, wer den Schaden hat, der braucht für den Spott nicht zu sorgen?“

„Das meine ich keineswegs,“ erklärte Philipp ernst und doch freundlich. „Wenn Sie von der Kleinigkeit absehen, daß Ihr Schwiegersohn, was Sie so sehr wünschten, kein Baron ist, dann haben Sie alle Ursache, sich zu ihm zu beglückwünschen.“

„Natürlich,“ höhnte Samuel Wüllner.

„Gewiß doch, mein lieber Wüllner. Was haben Sie an Herrn Georg Zinnkall auszusetzen?“

„Daß er ein Kellner gewesen ist!“

„Weiß das jemand? Haben Sie das gewußt? Wird das jemals jemand wissen, wenn Sie nicht so dumm sind, es den Leuten zu verraten?“

Samuel Wüllner schwang sich zu einer leisen Anerkennung auf. „Es ist schon richtig, dieser Mensch weiß der Welt Sand in die Augen zu streuen ...“

„Und ob!“ nahm Philipp für den Abwesenden Partei. „Geschehenes können Sie nicht mehr ungeschehen machen. Verbinden Sie sich mit Ihrem Schwiegersohn, anstatt ihn zu bekämpfen. Dann werden Sie schnell das erreichen, was schon lange Ihr Ziel ist: Sie werden Anschluß an die vornehme Gesellschaft erhalten!“

„Meinen Sie?“

„Ihr Schwiegersohn macht binnen Jahresfrist Ihr Haus zu einem Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens,“ versprach Philipp glatt und schlank.

„Aber mein Sohn?“ wehrte sich Samuel Wüllner nur noch schwach.

„Es scheint, daß der gerade die Frau gefunden hat, die er braucht,“ setzte sich Philipp auch für Lisa ein. „Wenn es ihr auch nicht gelingt, ihn zu einem bedeutenden Dichter aufzupeitschen, so wird sie doch mit der Zeit einen braven Ehemann aus ihm machen, der sich weder im Spiel rupfen läßt noch sein Leben durch irrsinnige Autofahrten aufs Spiel setzt!“

„Sie meinen also —?“

„Daß Sie zu allem ja und amen sagen sollen. Schicken

Sie Ihren Segen telegraphisch nach London, in zweifacher Ausfertigung. Damit bekommen Sie wieder die Führung in die Hand."

Samuel Wüllner seufzte. „Ich will es mir überlegen," sagte er.

Einundzwanzigstes Kapitel

„Es war mir ein aufrichtiges Vergnügen!"

Frank schlenderte durch die Straßen Londons und befand sich in der rosigen Stimmung eines jungen Ehemanns, der restlos glücklich ist.

In einer solchen Stimmung ist man leicht geneigt, den Feinden, die man hat, alles Üble zu verzeihen, und den Freunden, die einem der Himmel beschert hat, nur das Allerbeste zu wünschen.

Da Frank ausgesprochene Feinde nicht zu besitzen glaubte, hatte er auch keine Ursache, Verzeihung zu üben. Dagegen wünschte er seinem einzigen wahren Freunde, nämlich Philipp, in diesem Augenblick nichts sehnlicher, als daß dieser auch einmal so glücklich werden möchte, wie er, Frank, selbst es war. Nur hegte er bei der Abneigung gegen Frauen im allgemeinen und gegen die Ehe im besonderen, die er an Philipp kannte, einige Zweifel, daß dies je möglich sein würde. Und er bedauerte aus diesem Grunde den Freund und Genossen sehr.

Nein, Frank glaubte keine Feinde zu besitzen. Und als wollte ihn der Himmel für diese vermessene Einbildung strafen, ließ er ihn mitten in dem Gewühl der Straße plötzlich einen Blick auffangen, den schnellen, erschrockenen und doch haßerfüllten Blick eines Menschen, der ihm bekannt vorkam.

Frank stutzte und wandte sich um.

Dort ging, vielmehr lief jener Mann und schien es sehr eilig zu haben. Es war eine vierschrötige Gestalt von ungeschlachter Plumpheit, dessen massiv-breiter Rücken sich dem Gedächtnis leicht einprägte.

Gott, wo hatte er doch diesen Rücken schon gesehen?

Da wurde es plötzlich in Frank sehr hell. Seine Über-

raschung war so groß, daß er beinahe mehrere Leute umgerannt hätte, als er jetzt dem Enteilenden nachsetzte.

Donnerwetter, welch ein Spaß! Durfte man sich den entgehen lassen?

Nein!

Und schon hatte Frank den Flüchtigen erreicht, legte von hinten sanft die Hand auf seine Schulter und sagte liebevoll: „Mister King!"

Der Angesprochene dachte gar nicht daran, sich umzuwenden. Mit einem heftigen Ruck schüttelte er nur die lästige Hand von sich ab, als verscheuche er ein zudringliches Insekt und eilte im übrigen mit verdoppelter Hast weiter.

Frank legte seine Hand ein zweites Mal auf die breite Schulter, und zwar diesmal mit einer Kraft, von der auch ein weit größerer Riese, als Mister King es war, hätte Notiz nehmen müssen. „Mister King," sagte er sanft, „ich gebe Ihnen den freundschaftlichen Rat, mich augenblicks zu bemerken, sonst — sonst könnte es mir am Ende Spaß machen, einen Konstabler herbeizurufen und Sie wegen schweren Einbruchdiebstahls auf der Stelle verhaften zu lassen!"

Das war eine Sprache, die auch Mister King verstand. Er wendete endlich den Kopf. Und siehe da, er hatte sich in seinem Äußeren merklich verändert: ein dichter Schnurrbart zierte seine ehedem glattrasierten Lippen, und sein vordem spärliches schwarzes Haar hatte sich in einen üppigen blonden Haarwald verwandelt.

Er knurrte: „Was wollen Sie, Sir? Sie täuschen sich. Ich heiße nicht King. Mein Name ist Fuller. Ich kenne Sie nicht."

In diesem Augenblick, da beide in eine wenig belebte Nebengasse einbogen, geschah etwas Unerwartetes. Mit einem jähen Griff seiner geschickten rechten Hand fuhr Frank in den dichten Schnurrbart seines Nachbars. Und der Erfolg? Der Bart, vor einer Sekunde noch eine Zierde Mister Kings, befand sich als lächerlich-kümmerliches Fragment in der Hand des lachenden Frank.

„Teufel," fluchte Mister King, „Mann — soll ich Sie niederboxen?"

„Lieber nicht," riet Frank von diesem unvorsichtigen Vorhaben ab, „es könnte Ihnen übel bekommen, denn ich bin

selbst ein gefürchteter Boxer. Außerdem würde sich sofort ein Kreis von Leuten um uns bilden, und die Folge wäre, daß Sie in einer halben Stunde hinter Schloß und Riegel säßen ... Oder wissen Sie es noch nicht, Verehrtester, daß die Berliner Polizei Sie dringendst sucht?"

„Was wollen Sie von mir?"

„Mich mit Ihnen unterhalten."

„Wozu? Wollen Sie mir Schwierigkeiten machen?"

„Nur dann, wenn Sie mir weiter Widerstand leisten sollten."

„Gut," entschied sich Mister King grimmig, „kommen Sie!"

„Aber nur dorthin, wo es mir paßt, Sie Unglücksmensch von einem Gauner. Hier ist ein Lokal. Treten Sie mit ein."

Sie betraten gemeinsam eine kleine, menschenleere Weinstube, und Frank bestellte eine Flasche von dem Allerbesten. Er schenkte auch Mister King ein und zwang diesen, mit ihm anzustoßen. Dann lehnte er sich bequem in den Stuhl zurück und lachte.

„Warum lachen Sie?" brummte der Engländer.

„Weil Sie Papiere gestohlen haben, Mister King, die absolut wertlos sind."

Mister King grinste nun auch seinerseits schadenfroh. „Wissen Sie das so genau?"

„Ja, ganz genau," versicherte Frank.

„Aktienpapiere können fallen, aber sie können manchmal auch steigen," höhnte Mister King. „Manchmal können sie sogar sehr hoch steigen. Man kann nie wissen."

„O doch, man weiß ganz genau. In wenigen Tagen werden Sie den Fall erleben, daß die Papiere der verkrachten Rexaktien eine fabelhafte Hausse durchmachen."

„Das wissen Sie?"

„Ja."

„Nun also," erklärte Mister King zynisch, „ich habe Rexpapiere."

„Wickeln Sie sich ruhig Ihr Butterbrot hinein," spottete Frank. „Für Ihre Papiere wird Ihnen kein Mensch auch nur einen Pfifferling geben."

„Warum?" fragte Mister King und war mit einem Male aus irgendeinem dumpfen Gefühle heraus unsicher.

„Sehen Sie sich die Papiere erst einmal genau an," lachte Frank.

„Es sind Rexpapiere!"

„Ja, aber gefälschte!"

Mister King riß vor Schreck seinen Mund weit auf, ohne die Fähigkeit zu besitzen, ihn wieder zu schließen. „Wa—as?" stotterte er endlich.

„Lieber Mister King," quälte ihn Frank, „Sie sind ein Gauner, aber ein höchst ungeschickter, das dürfen Sie mir glauben. Erinnern Sie sich noch, daß Ihnen jüngst im ‚Hotel Atlantic' in Berlin Kupferaktien gestohlen wurden?"

„Ja!"

„Da Sie damals nicht die geringsten Anstalten trafen, ihrer wieder habhaft zu werden, bemühte sich ein andrer für Sie, den ich hier nicht nennen will, und er erlangte sie auch wirklich. Er ist ein höchst sonderbarer Kauz und wählte einen eigenartigen Weg, sie Ihnen wieder in die Hände zu spielen. Er hatte nämlich das ganz bestimmte Empfinden, daß Sie sie in dem berühmten, leicht zugänglichen Schrank des Herrn Samuel Wüllner suchen würden. Er nahm also die echten Rexpapiere, die Herr Wüllner törichterweise in dem Schrank verwahrte, heraus und legte an ihre Stelle jene Papiere, die Ihnen gestohlen worden waren. Dies waren ja auch Rexpapiere, nur gefälschte ... Mein Kompliment übrigens! Sie müssen meisterhaft gefälscht sein, da nicht einmal Sie bis zur Stunde zu wissen scheinen, was Sie eigentlich gestohlen haben!"

Es ist schwer, den Eindruck zu beschreiben, den diese Worte auf Mister King machten. Zuerst schien es, als sei der Engländer versteinert. Dann gab es ihm einen gewaltsamen Ruck, als habe ihn der Funke einer starkstromigen elektrischen Leitung berührt. Die Augen traten ihm aus den Höhlen, sein Gesicht wurde erst rot, dann blau, und schließlich überlief ihn ein heftiges Zittern und Beben.

Er sprang auf. „Die Polizei!" ächzte er. „Die Polizei!"

„Wollen Sie sich selbst abführen lassen?" fragte Frank.

„Sie werde ich abführen lassen! Sie! Sie haben also dem Samuel Wüllner die echten Papiere gestohlen und mir — die andern!"

„Lassen Sie sich nicht auslachen," höhnte Frank. „Ich bin seit zwei Tagen der Schwiegersohn Samuel Wüllners. Glauben Sie im Ernst, daß ich es fertig brächte, meinen eigenen Schwiegervater zu bestehlen?"

Mister King schnappte nach Luft. „Wa—as?!"

„Ja, mein lieber Mister King," sagte Frank liebenswürdig und sanft. „Ich bin der Schwiegersohn Samuel Wüllners, und ich kann Ihnen nur raten, sich gut mit mir zu stellen, da ich ja die Macht habe, Sie jeden Augenblick wegen schweren Einbruchdiebstahls verhaften zu lassen."

„Sie — Sie sind — —!"

„Wie gesagt, der Schwiegersohn Samuel Wüllners."

„— — ein Gauner!"

„Dann aber schon ein geschickterer, als Sie es sind, der Sie der dümmste Gauner sind, der mir in meinem Leben je vorgekommen ist!"

Mister King stöhnte.

„Und damit Ihre Verzweiflung vollkommen wird, Sie Unglücksrabe," fuhr Frank fort, „so will ich Ihnen noch verraten, daß Frau Bell, die gescheite Nichte eines furchtbar dummen Onkels, sich vorgestern gleichfalls hier in London verheiratet hat, und zwar mit Herrn Richard Wüllner, der sie vergöttert!"

Mister King sagte gar nichts mehr, er zog nur sein Taschentuch und wischte sich die schweißtriefende Stirn.

„Und jetzt, Verehrtester," schloß Frank, „habe ich Ihnen nur noch eins zu sagen, dann sind wir fertig miteinander, und Sie können gehen."

Er hob erst sein Glas, prostete Mister King an und trank es in einem Zuge aus.

„Nämlich, Sie Esel, wenn Sie wieder einmal eine Sache vorhaben, die das Tageslicht zu scheuen hat, dann merken Sie sich das eine, daß die Hotelwände Ohren haben, und entwickeln Sie Ihre Kriegspläne mit leiser Stimme. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, Mister King, und Gescheitheit ist der Vater des Erfolges! Wenn Sie diesen Spruch beherzigen, dann werden Sie nicht mehr so gründlich hereinfallen, wie es Ihnen in diesem Falle glücklicherweise passiert ist! Prost!"

Frank hatte sich den Rest der Flasche eingegossen, trank ihn aus und schnalzte mit der Zunge.

„So gut wie diese Flasche," konstatierte er befriedigt, „hat mir schon lange keine mehr geschmeckt!"

Er klingelte nach dem Kellner, um zu zahlen.

Mister King fuhr sich mit dem Finger zwischen Hals und Kragen, als sei ihm dieser plötzlich zu eng. Er wollte noch etwas sagen, brachte aber nichts mehr heraus.

„Sie dürfen jetzt gehen, Mister King," entließ ihn Frank, „aber etwas plötzlich, sonst rufe ich doch noch einen Konstabler! Für Ihre Gesellschaft danke ich Ihnen sehr, es war mir ein aufrichtiges Vergnügen!"

Der Kellner kam, und Mister King machte eine halbe Wendung zum Gehen.

„Noch eins," rief ihm Frank nach. „Wenn Sie einen finden, der noch dümmer ist als Sie, dann hängen Sie ihm getrost die Papiere auf, die Sie mit solcher Sorgfalt gefälscht haben! Ich wünsche Ihnen viel Glück dazu! Adio!"

Mister King wankte hinaus.

Frank zahlte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

„So ein Esel!"

Es war in Daberkow, auf dem Gute, vormittags gegen elf Uhr.

Man hatte am gestrigen Abend nachträglich die Doppelhochzeit der beiden Samuel Wüllnerschen Kinder gefeiert. Es war unter diesen Umständen nur zu erklärlich, daß Samuel Wüllner mit etwas schwerem Kopf beim Frühstück saß und der Lektüre der Morgenzeitungen kein rechtes Interesse abgewinnen konnte, während sich Philipp, alias der Baron Frank Kay, in einem Klubsessel breit machte und eine von den Importen seines Gastgebers rauchte.

Plötzlich fuhr Samuel Wüllner mit einem Aufschrei hoch. „Baron!" rief er aus. „Baron!"

„Bitte?" klang es gleichmütig aus dem Klubsessel.

„Da — um Gottes willen! — lesen Sie! ... Bin ich denn verrückt?"

Samuel Wüllner warf dem Baron die Zeitung mit einer Geste zu, als müsse er sich etwas Entsetzlichen, das in seiner Hand wie Feuer brannte, entledigen.

Der Baron las die Notiz, auf die Samuel Wüllner mit zitterndem Finger zeigte. „Ah, die Kupfermine ‚Rex'? Donnerwetter! Man ist auf Kupfer gestoßen?"

„Auf entsetzlich viel Kupfer!" stöhnte Samuel Wüllner. „Und die Papiere steigen! Steigen immerzu! Zu schwindelnder Höhe! Ah!"

„Bravo," konstatierte der Baron mit Ruhe, „dann dürfen Sie mir gratulieren!"

„Gratulieren? Wie können Sie von Gratulieren sprechen? Die Haare möchte ich mir raufen, wenn ich noch welche hätte! Die Rexpapiere! Sie steigen! Steigen endlich! Und ich habe keine! Habe keine mehr!"

„Aber ich," versetzte der Baron, ohne eine Miene zu verziehen.

„Sie, Baron? Sie haben Rexpapiere? Halten Sie mich zum Narren?"

„Wollen Sie welche kaufen?"

„Auf der Stelle! Jedes Quantum! Um jeden Preis!"

„Sie sind nicht billig," bemerkte der Baron.

„Ist Ihr Angebot ernst gemeint?" stammelte Samuel Wüllner. „Haben Sie wirklich, — wirklich Rexpapiere?"

„Einen ziemlichen Posten. Für so ungefähr eine halbe Million."

„Wo?"

„Wollen Sie sie kaufen?"

„Ich sage ja: Auf der Stelle! Jedes Quantum! Um jeden Preis!"

Der Baron erhob sich mit einem Seufzer, als falle ihm diese Emotion recht schwer. „Ich bin Ihnen gern gefällig, mein lieber Wüllner. Sie brauchen sich nur bis in mein Zimmer zu bemühen. Ich zeige Ihnen die Papiere mit Vergnügen."

Samuel Wüllner schnappte nach der Hand des Barons. „Für eine halbe Million, sagen Sie? Rexpapiere? Und das ist kein Scherz?"

„In Geldsachen scherze ich nie," erwiderte der Baron gemessen.

„Und Sie wollen mir die Papiere verkaufen?"

„Zum jetzigen Kurs," bejahte der Baron die Frage.

„Kommen Sie," drängte Samuel Wüllner und schob den illustren Gast mit beiden Händen zur Tür. „Rexpapiere! Und das sagen Sie mir erst jetzt?"

„Erlauben Sie," lächelte der Baron, indem er die Türe seines Zimmers aufschloß, „hatte ich vielleicht früher Grund, sie Ihnen zum Kauf anzubieten, wo Sie sie tagtäglich vor allen Leuten schlecht gemacht haben?"

Samuel Wüllner zitterte vor Gier. „Wo — wo sind sie?"

„Hier," sagte der Baron, indem er eine seiner Reisetaschen zur Hand nahm. „Ich habe sie bei mir, weil es schon lange meine Absicht war, sie abzustoßen." — —

Im Garten unten frühstückte Frank, alias Georg Zinnkall, mit seiner jungen Frau. Ihnen schmeckte es. Im Schatten einer dichtbelaubten Kastanie badeten sie sich in der sommerlichen Wärme.

Georg zeigte nach dem Zimmer des Barons Kay hinauf. „Hörst du die aufgeregte Stimme deines Vaters? Jetzt geht die große Aktion vor sich. Der Baron verkauft seine Papiere und legt damit den Grundstock zu einem neuen Leben."

„Der arme Papa," sagte Dora.

„Du hast absolut keine Ursache, ihn zu bedauern," widersprach Georg. „Er hat seinerzeit die Papiere billig gekauft. Als sie völlig wertlos waren, wurden sie ihm gestohlen. Ich habe es nun so eingerichtet, daß er sie jetzt zu einem verhältnismäßig noch mäßigen Kurs zurückkaufen kann. Da sie noch weiter steigen werden, verliert er nicht nur nichts, sondern wird noch an ihnen verdienen."

„Nachdem ihr zuvor den Rahm abgeschöpft habt," tadelte Dora, doch dieser Tadel klang sehr verdächtig nach einer heimlichen Anerkennung.

„Verdientermaßen," nickte Georg.

„Und von heute an wird alles anders," sagte Dora zärtlich. „Ein neuer Lebensabschnitt beginnt für uns."

„Ja, für uns alle. Der Baron reist in seine Heimat zurück und darf endlich wirklich wieder Baron sein!"

„Sogar Richard soll sich entschlossen haben, zu ‚arbeiten', wie Lisa behauptet!"

„Er schreibt die Geschichte der großen Liebe nieder, die er ‚so glücklich' war, erleben zu ‚dürfen'!"

„Und Lisa hält diese ‚große Liebe' höchst geschickt in ihm wach!"

„Und wir?" fragte Georg.

„Wir? Wir bringen unsre Liebe nicht zu Papier, sondern — —"

„Sondern?"

„Wir leben sie!" — —

Richard trat mit Lisa aus dem Schloß, und beide näherten sich eilig dem Paar, das unter der Kastanie saß und schwieg.

„Was gibt es nur?" fragte Lisa. „Man ist so aufgeregt dort oben ..."

„Papa ist nicht zu sprechen," erklärte Richard. „Er sagt, er habe keine Zeit ..."

„Er wickelt ein wichtiges Geschäft ab," klärte ihn seine Schwester auf. „Merkst du das nicht an dem lauten Ton seiner Stimme?"

„Ein Geschäft? Heute?"

„Mit wem?" fragte Lisa.

„Mit dem Baron," antwortete Dora.

„Er kauft Rexpapiere," lachte Georg. „Sie sind über Nacht gestiegen. Und da sie noch weiter wahnsinnig steigen werden, so muß er sich dazu halten!"

Lisa errötete. „Rexpapiere? Ist das nicht das Papier, das ihm Mister King gestohlen hat?"

„Der Lump!" schimpfte Richard.

„Ja freilich," sagte Georg ironisch. „Da man ihm die seinen gestohlen hat, so sorgt er jetzt rasch für Ersatz. Und er nimmt sie, wo er sie kriegt. Zufällig ist der Baron glücklicher Besitzer solcher Papiere."

„Papa wird ihn schön übers Ohr hauen," knurrte Richard.

Lisa sah Georg durchdringend an. Sie war plötzlich sehr blaß geworden, und ihr Blick schien einem Geheimnis auf den Grund kommen zu wollen. „Der Baron hat Rexpapiere?" stammelte sie.

Georg nickte kalt. „Ist das so erstaunlich? Warum soll er keine haben? Wohl ihm, daß er welche hat!"

Lisa senkte den Kopf und fühlte sich geschlagen. „Freilich," sagte sie wie abwesend. —

In diesem Augenblick wurde oben im Schloß ein Fenster aufgerissen. Samuel Wüllner beugte sich herab. Sein Gesicht war feuerrot, seine Augen strahlten. „Kinder!" rief er. „Kinder!"

Alles blickte hinauf.

Samuel Wüllner fuchtelte erregt mit den Händen. „Kinder," verkündete er, „ich habe soeben ein glänzendes Geschäft gemacht! Ich habe Rexpapiere gekauft, für eine halbe Million! Freut euch!"

„Wir gratulieren!" kam es unten wie aus einem Munde.

Und nur Richard sagte halblaut vor sich hin: „Der arme Baron! Er kann einem leid tun! So ein Esel!"

In Engelhorns Romanbibliothek

erschien von

Hermann Wagner

Der preisgekrönte Adrian

(XXXIV. 8)

Letzte Bände:

Der Brief

Roman

Von Sophie Hoechstetter

Ein ganz kleiner Anlaß knüpft auf die liebenswürdigste Weise die Fäden einer anmutigen, spannenden Handlung, von der sich der Scharfsinn des Lesers nicht losreißen wird, bis sie zu Ende geführt ist. Nachher merkt er das Besondere dieses kleinen Romans: es ist weit über das Moment der Spannung hinaus eine überlegene Charakterstudie und ein reizvolles Bild sommerlichen Landlebens.

Die Phantasiebraut

Roman

Von Georg Hirschfeld

Der Roman einer Häßlichen, die sich für die Ungunst der Natur rächen und den ihr von der Wirklichkeit versagten Bräutigam mit der Phantasie schaffen will. Nur einem Dichter vom Range Hirschfelds kann es gelingen, uns aus dieser komischen Wirrnis zu klarer Tragik und liebendem Verstehen herauszuführen.

Der rollende Stein

Roman

Von B. M. Croker

Die Vorzüge der allbeliebten Verfasserin, unter denen eine äußerst spannende Handlung obenan steht, erstrahlen in hellstem Licht in dieser Geschichte eines nichtsnutzigen jungen Erben, der zur Erweisung seiner Tüchtigkeit zwei Jahre lang seinen Lebensunterhalt selbst verdienen muß und sich als Chauffeur das begehrteste Mädchen der Gegend zu erobern weiß.

Das Geheimnis des Stillen Ozeans

Roman

Von Erik Hansen

Eine mit hinreißender Phantasie geschriebene Abenteuergeschichte von größtem Spannungsreiz, die die heute weniger als je ruhende Frage Japan-Amerika zum Hintergrund hat und interessante Einblicke in die Geheimdiplomatie des Ostens gibt.

Nr. 887. Stuttgart, Silberburgstraße 189, den 14. Februar 1920. — J. Engelhorns Nachf.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

